



OBWOHL SCHON 1810 eine erste Befreiung im Kampf gegen Spanien erreicht worden war, ergingen in den Jahren 1816 und 1824 an die Adresse der Lateinamerikaner noch zwei päpstliche Enzykliken, die die Unabhängigkeit verurteilten und die Unterordnung unter Spanien geboten. Der Kampf wurde be- und verurteilt aus der Sicht einer Praxis: der Verbindung des Kirchenstaats mit der (Heiligen Allianz). Im gleichen Kontext wurde der mexikanische Priester *Hidalgo* exkommuniziert und von der theologischen Fakultät zum Häretiker gestempelt. Die ihn verurteilten, fanden die Kriterien seiner Heterodoxie in seiner Heteropraxis: er führte den Befreiungskampf an.»

Honoris pauperum causa

Mit diesem Doppelbeispiel aus der Geschichte illustrierte in Fribourg, zwei Tage nach Empfang des Ehrendoktorats durch die dortige theologische Fakultät, *Enrique Dussel* den Platz der (Ortho-)Praxis in der *Theologie der Befreiung*: «Im Unterschied zu einer von der europäischen Aufklärung geprägten Theologie, in welcher Bewußtsein und Erkenntnis den Primat haben, während die Praxis als Resultat erscheint, nimmt in der Befreiungstheologie die Reflexion erst die zweite oder gar dritte Stelle gegenüber der Praxis ein: Denn aus der Praxis erwächst ein Bewußtsein, und darauf richtet sich die (theologische) Reflexion. Es ist - im Unterschied zum Ich-Bewußtsein der Aufklärung - ein *Wir-Bewußtsein* der Vielen - griechisch (hoi polloi) - d. h. des Volkes, insofern es fast überall in Lateinamerika in seiner überwältigenden Mehrheit abhängig und unterdrückt ist.»

Dussel nahm denn auch das Doktorat «honoris causa», das ihm als Theologe, Historiker, Philosoph und «leidenschaftlicher Kämpfer der Befreiung durch das Evangelium» verliehen worden war, nur um der «Sache» eben dieses Volkes der *Armen* (pauperum causa) an. Dessen Kampf - ihm gilt es Ehre zu erweisen! - sieht Dussel derzeit im kleinen Staat *El Salvador* konzentriert. Und obwohl er selber als exilierter Argentinier an zwei Hochschulen in Mexiko wirkt und am meisten Arbeit in die Leitung eines auf 11 Bände angelegten Geschichtswerks über die Kirche des ganzen Kontinents investiert, zeigte er sich von nichts mehr erfüllt als von der «Stunde» *El Salvadors*. Die Entscheidung, die hier ansteht, läßt keine bloße Beobachtung zu. Sie fordert Entschlossenheit.

Wer Dussel nicht nur im erwähnten Vortrag, sondern nachher auch noch im Kreis

deutschsprachiger Studenten hörte, dem mochte es ob solcher Entschlossenheit vielleicht fast etwas bange werden. Um so mehr Anerkennung verdienen Universität und Fakultät Fribourg, daß sie mit der Ehrung ein doppeltes Zeichen der Solidarität und der Lernbereitschaft (vgl. unsern Titel S. 246) setzten. Der Dekan, Prof. *J. Baumgartner*, unterließ es nicht, darauf hinzuweisen, daß «Theologen, Priester, Ordensleute und Christen überhaupt immer - ob sie schweigen oder reden - Politik treiben». Die Frage aber lautet, wie weit wir durch unsere ganze theologisch-christliche Erziehung in Europa über akademisch-abstrakte Disputationskunst hinaus befähigt werden, uns der Herausforderung zu politischen Entscheidungen «auf Leben und Tod» zu stellen. Dussel machte deutlich, daß eine Theologie, die auf die geschichtliche Stunde antwortet, nur «dezentriert» möglich ist. Denn die Uhren gehen je nach Weltgegend verschieden. Zum Beispiel paßt der klassenbewußte Ansatz der Lateinamerikaner nicht ohne weiteres in Afrika, soweit man dort gerade erst daran ist, über Stammesunterschiede hinweg das Bewußtsein von «Nationalitäten» zu schaffen. Aber auch in Lateinamerika selber erlaubt die politische Option für die Armen keine «blinde» Entschlossenheit. Nach Dussel soll die Theologie in aller Demut an der Seite des Volkes gehen und in dem, was durch dessen Kampf bereits «gegeben» ist, einen «Akt der Klarheit» setzen. Dies verlangt aber, immer von neuem die «Fetische» der Herrschaft als solche zu bezeichnen und zu demaskieren: «Denn in der Abfolge gesellschaftlicher Umwälzungen geht der Geist von den (früher) Unterdrückten auf die (künftig) Unterdrückten über, sodaß, wenn wirklich einmal die Armen an die Macht gelangen, der Christ sich nur kurze Zeit bei ihnen aufhalten kann: er muß sich bereits um die *neuen Armen* kümmern.»

Jeder bewußt politische Theologe muß aber heute nach Dussel auch die Durchleuchtung der *wirtschaftlichen* Kräfte und Mechanismen einbeziehen und sie deshalb ernsthaft studieren: «Es darf der Theologie nicht so gehen wie den Nürnberger Richtern, die die Nazis verurteilten, die mit ihnen verflochtenen Mächte des Kapitals aber in die (Unschuld) entließen.» Der Theologe hat sich vielmehr nach dem letztinstanzlichen Spruch über die «Völker» (!) zu richten: «Ich war hungrig, und ihr habt mir nicht zu essen gegeben.» *Ludwig Kaufmann*

¹ Hrsg. (seit 1977) von CEHILA (Studienkommission für die Geschichte der Kirche in Lateinamerika): bereits 4 Bände erschienen.

BIBEL

Annäherungen ans Alte Testament: «Schwellenangst» vor der Bibel und Hilfsmittel, sie zu überwinden - Eine neue Palästina-Karte - Aktuelle menschliche Themen im AT wie Gewalt und Konfliktlösung - Kommentare zu Einzelschriften: Ester und Hohes Lied - Jesaja, ein Prophet und ein Buch - Einführungswerke ins ganze AT und in die «Profeten» - Vom Mut, an einem Punkt mit der eigenen Bibellektüre zu beginnen - Eine kommentierte Ausgabe der Einheitsübersetzung. *Clemens Locher*

PHILOSOPHIE

Hegel - Wer denkt konkret?: Nicht Hegel, sondern wir denken abstrakt - Für ihn hat wirklich jedes Ding zwei Seiten - Warum in der *Liebe* der andere nicht einfach entgegengesetzt ist - Die *Wahrheit* erfährt den Unterschied zwischen dem abgeschlagenen «Mörderkopf» und «Binders Haupt» - Auch *Freiheit* ist konkret oder sie ist nicht - Sie in Vollkommenheit herbeizwingen wollen ist ein abstrakter Kurzschluß - Er führt zum Terror. *Karl-Dieter Ulke, München*

LATEINAMERIKA

Sie und Er als Missionar in Bolivien: Junge kolumbianische Ehepaare im Missionseinsatz - Die Geschichte von Angela und Albano - Ihr Weg der freiwilligen Armut - Umachakuy: Bewußtwerdung in der von Puebla gewünschten Familienpastoral. *Herbert Sibbe, Friedberg*

Ayni - Entflechtung von Geld und Sakrament: Lateinamerikanisches Gebührensystem und europäisch-staatskirchliche Gehaltstabellen dienen dem gleichen Zweck - Trotzdem wünschte Medellin, dem Eindruck des Sakramentenverkaufs zu wehren - Versuch zu einer sozial gerechten Besteuerung - Nicht nur ein Finanzierungs-, sondern ein Erziehungsprogramm. *Manfred Rauh, Independencia/Cochabamba*

«Erziehung auf Kredit»: Selbsthilfeprogramm gegen Diskriminierung der Armen im Schulsektor - Eine Erziehungsgemeinschaft mit 600 Elternpaaren: 25% begütert, 45% mittelständisch, 30% arm - Selbstverpflichtung des Schülers zur Rückzahlung - Teilfinanzierung aus eigener Konsumgenossenschaft - Gemeinsam zu neuer Gemeinsamkeit erziehen. *Peter Knauer, Frankfurt*

UNGARN

Interview mit Kirchenminister Miklos: Warum die Kultusbehörde kein «Vatikan» ist - Welche Fehler beging Kirche und Staat in der Vergangenheit? - Vorwürfe gegen die heutige Zusammenarbeit - Die Rolle der Ideologie im Staatswesen - Ist sie angesichts der Jugend in der Krise? - Die Ostpolitik von Papst Wojtyla und Kardinal Casaroli - Basisgemeinschaften und gesellschaftliches Engagement - Diplomatische Beziehungen mit dem Vatikan als hypothetische Frage. *Francesco Strazzari, Vicenza*

Annäherungen an das Alte Testament

Aus persönlicher Erfahrung nannte Rainer Maria Rilke die *Psalmen* einmal «eines der wenigen Bücher, in dem man sich restlos unterbringt, mag man noch so zerstreut und ungeordnet und angefochten sein»¹. Dieses Urteil über das große Buch der Klage und des Gotteslobs gilt irgendwie vom ganzen Alten Testament: kaum eine menschliche und religiöse Erfahrung, die sich hier nicht «unterbringen» ließe.

Dennoch ist dieser Teil der Bibel für viele Christen nach wie vor ein Buch mit sieben Siegeln; die «Schwellenangst» ist hier besonders groß. Der Einstieg gelingt aber nur dem, der an irgendeinem Punkt anfängt, sich auf etwas einläßt und sich immer mehr festbeißt. Die folgenden Hinweise auf Neuerscheinungen der beiden letzten Jahre wollen dazu anstoßen.

Wie sich orientieren?

Eine Weise des Zugangs zur Bibel kann eine Reise ins Land der Bibel sein. Wer sie sich (noch) nicht leisten kann oder will, für den gibt es jetzt ein hervorragendes Mittel der plastischen Vergegenwärtigung des «Heiligen Landes»: eine neue Palästina-Karte², die dem heutigen Stand topographischer und archäologischer Forschung entspricht. Seit kurzem ist sie auch als Separatdruck (aus dem bekannten «Biblich-Historischen Handwörterbuch»³) erhältlich.

Die 14farbige Karte besteht aus zwei Hauptblättern im Maßstab 1:300000 (Norden bzw. Süden Palästinas), zu denen für die Randgebiete neun Nebenkarten – z. T. in anderem Maßstab, was etwas verwirrend ist – stoßen. Ein Namenverzeichnis von 110 Seiten zu je drei Spalten erschließt die zahlreichen, mehrsprachigen Angaben der Karte. Informationen über die Benützung des Ganzen werden in einer klaren Einführung vermittelt. Ein Hauptproblem der Topographie – verschiedene Namen für den gleichen Ort im Laufe der Jahrhunderte bzw. Jahrtausende – wird ebenfalls durch das Namenverzeichnis gelöst: dort findet man alle in den verschiedenen Epochen benützten Bezeichnungen, z. B. unter «Jerusalem» insgesamt acht. Karte und Verzeichnis enthalten rund 8600 Ortsnamen aus den wichtigsten Siedlungsperioden (Bronzezeit, alt- und neutestamentliche Zeit, Römer- und Kreuzfahrzeit, arabische bzw. israelische Ortsnamen).

Selbst für den Israelreisenden, der hier weit mehr als in den gängigen Reiseführern findet, ist dieses Werk eine einmalige Fundgrube. Der Bibelleser wird mit seiner Hilfe fast jeden Ortsnamen, der ihm begegnet, mühelos lokalisieren können.

Menschliches und weltliches Altes Testament

Am meisten zur Beschäftigung mit dem Alten Testament anregen dürften Bücher, die dessen «Botschaft» zusammenfassend oder an Themen orientiert darstellen. Hier werden vom Fachmann durch das Gestrüpp Schneisen geschlagen, auf denen auch der Anfänger leicht vorankommt. Eine solche Hilfe bietet der Band von *H.-W. Jüngling* (Alttestamentler an der Frankfurter Hochschule Sankt Georgen) «Ich bin Gott – keiner sonst»⁴. Auf 180 Seiten werden hier verschiedene Weisen der «Annäherung an das Alte Testament» (so der Untertitel) demonstriert. Der erste Teil verfolgt einige zentrale Themen des AT quer durch dessen verschiedene Werke und Schichten: Feindesliebe, Versöhnung, Schuld, Gerechtigkeit (Menschenrechte), Frieden, Tod und Jenseits. Der zweite Teil enthält

Auslegungen einiger wichtiger Psalmen, die u. a. zeigen, «welche Dimensionen das Reden des Menschen durchschreiten kann» (S. 124); hier muß der Leser zum aktiven Mit-Leser des Bibeltexsts werden, wenn er mit dem Autor Schritt halten will. Im dritten und kürzesten Teil wird der Auftritt zweier Propheten (Amos bzw. Jesaja) in der Erzählung eines fiktiven Zeitgenossen dramatisch vergegenwärtigt – ein Versuch, der mit den «narrativen Exegesen» von *W.J. Hollenweger*⁵ manches gemeinsam hat.

Jünglings Stärke ist seine Vertrautheit mit den alttestamentlichen Texten und überhaupt sein literarischer Sinn. Am originellsten ist sein Buch da, wo es direkt zu den Texten – sie kommentierend – hinführt, sie erschließt oder sie in kurzen Sätzen charakterisiert. Die Ausführungen werden mit reichlichen Textzitate belegt, die den Leser oft in unbekanntes alttestamentliches Gelände mitnehmen. Im Zentrum stehen dabei Aussagen über die Anthropologie: «Die Bibel denkt nicht gering vom Menschen. Aber sie sieht ihn sehr realistisch. Sie hegt Mißtrauen gegen alle Versuche der Lebenserhaltung, die sich allein vom Menschen her inspirieren. Leben und Zukunft sieht sie dann gewährleistet, wenn der Mensch sich von Gott den Weg weisen läßt» (S. 7): deshalb auch der Jes 45, 22 entlehnte Titel des Buches.

Das Buch ist wohl aus mehreren, vor unterschiedlichem Publikum gehaltenen Vorträgen entstanden. Das bedingt manche Unebenheiten und gelegentliche Wiederholungen. Trotzdem wird das Alte Testament hier in faszinierender Weise aus sich selber und von seinem altorientalischen Hintergrund her erschlossen.

Mit Jünglings Band vergleichbar und z. T. auf demselben biblischen Textmaterial aufbauend, aber schwieriger zu lesen, ist ein neues Buch von *Adrian Schenker*, Privatdozent in Fribourg: «Versöhnung und Sühne»⁶. Nachdem die früher übersehene oder gar verdrängte Allgegenwart der *Gewalt* im Alten Testament in letzter Zeit betont worden ist⁷, wird man von der Feststellung überrascht, daß das AT auch um eine Reihe von «Wegen gewaltfreier Konfliktlösung» weiß. Schenker leistet den Nachweis dafür, indem er an exemplarischen Texten, die er ausführlich zitiert oder nacherzählt, die konkreten Modelle solcher Konfliktlösung behandelt: «Versöhnung» in der Josefsgeschichte, «Reue» in der Geschichte von König Davids Sünde (2 Sam 11–12), Institutionen «gütlichen Ausgleichs» (statt Vergeltung) im Rechtswesen und schließlich die «Liturgie der Sühne», die im Ritual des Versöhnungstages (*Jom Kippur*) gipfelt. Das Buch endet mit einem kurzen *neutestamentlichen* Teil: «Versöhnung und Sühne in Christus».

Die Fülle von Informationen und neuen Einsichten, die dieser bibeltheologische⁸ Versuch vermittelt, läßt sich hier auch nicht annähernd «einholen». Eine kritische Auseinandersetzung im Detail würde zu weit führen. Auf jeden Fall müßte dieses Buch

¹ R. M. Rilke, Briefe an seinen Verleger, 1934, S. 247 (zit. nach G. von Rad, *Theologie des Alten Testaments I*, München 1962, S. 412 Anm. 33).

² Palästina: historisch-archäologische Karte, Einführung und Register (Sonderdruck aus BHH, vgl. Anm. 3), von E. Höhne (Redaktion) und H. Wahle (Kartographie). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1981, XVI, 110 Seiten, Kartenband, DM/Fr. 44.–.

³ *Biblich-Historisches Handwörterbuch* (BHH), hrsg. von B. Reicke und L. Rost, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. Bd. 1: 1962, Bd. 2: 1964, Bd. 3: 1966, Bd. 4 (mit Karte): 1979.

⁴ *Ich bin Gott – keiner sonst. Annäherung an das Alte Testament*. Würzburg: Echter 1981, 180 Seiten, DM/Fr. 22.–.

⁵ Vgl. zuletzt das Büchlein «Besuch bei Lukas: 4 narrative Exegesen zu 2. Mose 14, Lukas 2, 1–14, 2. Kor. 6, 4–11 und Lukas 19, 1–10» (München: Kaiser 1981, 60 S., DM/Fr. 6.80), ferner Orientierung 1978, S. 121/132.

⁶ *Versöhnung und Sühne. Wege gewaltfreier Konfliktlösung im Alten Testament*. Mit einem Ausblick auf das Neue Testament (= *Biblische Beiträge* 15). Fribourg: Schweiz. Kath. Bibelwerk 1981, 179 Seiten, Fr. 19.80.

⁷ Siehe vor allem R. Schwager, *Brauchen wir einen Sündenbock? Gewalt und Erlösung in den biblischen Schriften*, München: Kösel 1978 (ferner Orientierung 1974, S. 41–44, 53–56; 1978, S. 37, 43–46). Vgl. auch das wichtige, besonders auch die *Wirkungsgeschichte* der biblischen Texte erörternde Buch des Bochumer evangelischen Alttestamentlers Jürgen Ebach: *Das Erbe der Gewalt: eine biblische Realität und ihre Wirkungsgeschichte* (Gütersloher Taschenbücher Siebenstern 378), Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn 1980, 128 Seiten, DM/Fr. 12.80.

⁸ Vgl. auch Schenkers früheres, methodisch vergleichbares Buch «Das Abendmahl Jesu als Brennpunkt des Alten Testaments» (= *Biblische Beiträge* 13), Fribourg: Schweiz. Kath. Bibelwerk 1977.

gerade von Neutestamentlern und Dogmatikern zur Kenntnis genommen werden. Auch die Diskussion im Anschluß an die Theorie von R. Girard (vgl. Anm. 7) wird hier durch die intensive Befragung von Einzeltexten und vor allem durch die Prüfung der alttestamentlichen Sühnevorstellungen weitergeführt: «Sühne» ist nach A. Schenker nicht Vergeltung, sondern Vergleich, gütliche Beilegung des Streits, Versöhnung. Dies alles hat erhebliche Konsequenzen für das Gottesbild, das man dem AT gerne unterschiebt: In der Sühneliturgie fordert Jahwe nicht Vergeltung, sondern er verzichtet auf Strafe zugunsten einer gewaltfreien Aufarbeitung menschlicher Schuld. Sühne ist Ausdruck der Versöhnlichkeit Gottes.

Ester und Hoheslied in kontinuierlicher Auslegung

Ein mühsames, aber auf jeden Fall lohnendes Unternehmen ist es, in ein biblisches Buch unter Anleitung eines Kommentars einzudringen. Unter «Kommentar» verstehen wir (nach einer Definition von G. Lohfink) die «kontinuierliche Auslegung eines ganzen Buches in darlegender Sprache». Die damit gegebene scheinbare Vollständigkeit birgt eine Gefahr in sich: der Kommentarläser verzichtet aufs Bibellesen, weil er den fatalen Eindruck bekommt, daß das Terrain schon restlos abgegrast sei. Die Gefahr besteht, und dennoch: vieles kann man sich nicht selber erarbeiten, und anderes würde man ohne den Anstoß von außen gar nicht entdecken. Nicht zuletzt vermittelt der Kommentar des Fachmanns aber die unumgänglichen Informationen zur Situierung eines Textes in seiner damaligen Umwelt. Er bewahrt einen so davor, allzu schnell die eigenen Probleme in den Bibeltext hineinzulesen.

Ich möchte hier auf neue Bände zweier anerkannter *Kommentarreihe* zum AT hinweisen: zunächst auf den zweiten Faszikel der «Neuen Echter-Bibel»⁹, der auf insgesamt 84 Seiten gleich zwei Kommentare enthält – zum Buch Ester (von W. Dommershausen, Prof. für biblische Einleitungswissenschaften in Trier) und zum Hoheslied (von G. Krinetzki, AT-Professor in Passau). Beide Bücher¹⁰ dürften nicht gerade zu den bekanntesten zählen – auch von der liturgischen Leseordnung der katholischen Kirche werden sie höchst stiefmütterlich behandelt. Das hat seine Gründe: im Buch Ester (jedenfalls in seiner hebräischen Version) geht es bei Hofintrigen und -banketten sehr profan zu, und im Hoheslied dürften Sprache und Botschaft für manchen zu unverhohlenen erotisch klingen.

Dommershausens sorgfältiger Kommentar zeichnet sich u. a. durch zahlreiche historische und sprachliche Informationen aus; obwohl er das ins 3. Jahrhundert v. Chr. angesetzte Buch als «eine Novelle» einstuft, «die aus Konfliktsituationen der jüdischen Diaspora entstanden ist» (S. 6), deutet er auch die Zuverlässigkeit mancher Angaben über die Perserzeit an, die das Buch enthält. Mit der Purimfeier (das Buch berichtet von der Entstehung dieses Festes), mit weisheitlicher Belehrung und mit verhüllend-theologischer Deutung der Ereignisse sind «drei Zielpunkte» genannt, auf die die Erzählung nach dem Kommentator hinsteuert (S. 7). Das Buch enthält m. E. durchaus Anregungen zu heutigen Fragen: zur Rolle der Frau (Esters politischer Einfluß ist recht erstaunlich), zur «Erniedrigung» und schließlich «Erhöhung» einer unterdrückten Minderheit, zu Gottes verborgenem, unauffälligem «Eingreifen» unter Wahrung menschlicher Klugheit und Freiheit.

Eine Kritik kann man dem Kommentar, aber auch der Einheitsübersetzung des Buches Ester nicht ersparen: sie betrifft die Frage der Textüberlieferung. Es entspricht dem heutigen Forschungsstand einfach

nicht mehr, von «griechischen Zusätzen» zum hebräischen Esterbuch zu sprechen. Die im 2. Jahrhundert v. Chr. entstandene griechische Übersetzung des Buches enthält nicht nur sechs längere Zusätze, sondern ist überhaupt als eine *unabhängige literarische Größe* zu werten. Diese Auffassung kann hier nicht näher begründet werden, aber sie wird immerhin von zwei großen modernen Bibelübersetzungen geteilt: die «New English Bible» und die «Traduction Oecuménique de la Bible» geben sowohl das hebräische wie das griechische Esterbuch in vollständiger Übersetzung wieder.

Thema der 52 Liebeslieder, aus denen das *Hoheslied* laut G. Krinetzki besteht, ist die menschliche Liebe – und zwar, von Ausnahmen abgesehen, ohne «direkte Beziehung zu Brautschaft und Hochzeit» (S. 3). Der Kommentator datiert die Gedichtsammlung ins 4./3. Jahrhundert v. Chr.; sie könnte anläßlich einer in den Weisheitsschulen geführten «Auseinandersetzung über den Sinn der erotisch-sexuellen Liebe» (S. 5) entstanden sein, und zwar als Plädoyer für eine positive Einstellung dazu. Diese Gesamtdeutung wird von Krinetzki konsequent «durchgezogen» und im Kommentar entfaltet, wobei sich höchstens an einzelnen Stellen fragen läßt, ob dieser der zart-verhüllenden Sprache des Buches durchwegs gerecht wird. Auf jeden Fall dürfte das Hoheslied in Krinetzkis Verständnis durchaus zu den Menschen unserer Zeit sprechen.¹¹

Das kann man von anderen Deutungen weniger behaupten – ob es sich nun um die traditionelle *allegorische* Interpretation (Liebe zwischen Jahwe und Israel bzw. Christus und Kirche) oder die in diesem Jahrhundert aufgekommene *kultmythische* Interpretation (altorientalischer Mythos der «Heiligen Hochzeit»)¹² handelt. Deshalb wirkt es für den Leser, der Krinetzkis Argumentation mitvollzieht, eher verwirrend, wenn dem Kommentar ein Anhang von J. Schreiner (Mitherausgeber der «Neuen Echter-Bibel») über «Das Hoheslied in der Liturgie» beigelegt ist und wenn darin Gründe für die allegorische Anwendung samt Hinweisen für deren Bezugstexte genannt werden. Angesichts von Krinetzkis Einleitung muß der Eindruck einer theologischen Korrektur entstehen.

Jesaja – ein Prophet und ein Buch

Mit dem Kommentar von Prof. Dr. Otto Kaiser (evangelischer Alttestamentler in Marburg) zu Jesaja, Kap. 1–12, möchte ich nicht nur auf die bewährte, von erstrangigen evangelischen Fachleuten verfaßte, aber auch dem «Laien» zugängliche Reihe «Das Alte Testament Deutsch» (ATD) hinweisen¹³, sondern auch auf eine Tendenz in der alttestamentlichen Forschung, die man kurz mit «Spätdatierung» umschreiben kann.

Der Prophet Jesaja lebte und wirkte in der 2. Hälfte des 8. Jahrhunderts v. Chr. Ihm werden global die Kap. 1–39 (bzw. 1–35) des Buches Jesaja zugeschrieben, während die Kapitel 40–66 als «deutero-» bzw. «tritojesajanisch» bezeichnet werden. Was die in Kaisers neuem Kommentar behandelten Kapitel 1–12 angeht, so nimmt man gewöhnlich an, daß sie eine auf den historischen Propheten (über seine Person und vor allem über seine Zeit sind wir recht gut informiert) zurückgehende «Grundschrift» enthalten. Zu diesen echten Jesaja-Worten – weniger als ein Viertel des jetzigen Textes – wäre alles übrige im Laufe eines jahrhundertelangen komplizierten Überlieferungs-, Fortschreibungs- und Aktualisierungsprozesses hinzugekommen.

Moderne Kriterien von literarischer Urheberschaft bzw. Originalität sind hier nicht am Platz, und es wäre deshalb verfehlt, angesichts des soeben skizzierten Werdegangs des Jesajabuchs (wie auch der meisten anderen Prophetenbücher!) von «literarischer Fälschung» zu reden. Damals im Alten Orient dachte man anders: «Allein die Absicht, im Sinne des einem Buch seinen Namen gebenden Mannes zu schreiben, ist die ausreichende Rechtfertigung, diesen Namen für die eigenen Ab-

⁹ Der 1. Faszikel (Kohélet) wurde – samt Bemerkungen zur «Anlage» der ganzen Kommentarreihe – angezeigt in: Orientierung 1980, S. 122. – 2. Faszikel: W. Dommershausen, Ester/G. Krinetzki, Hoheslied. Würzburg: Echter 1980, 50 + 34 Seiten, DM 16,80 (bei Fortsetzung DM 14,80).

¹⁰ Mit Kohélet, Rut und den Klageliedern gehören Ester und das Hoheslied im hebräischen Kanon zu den «Fünf Schriftrollen» (*Megillot*), die in der Synagoge an den hohen Festtagen verlesen werden, Ester z. B. am fröhlichen Purim-Fest.

¹¹ Vgl. auch Krinetzkis Buch «Kommentar zum Hoheslied: Bildsprache und theologische Botschaft» (= Beiträge zur biblischen Exegese und Theologie 16), Frankfurt – Bern: Lang 1980, 310 Seiten, Fr. 49.–.

¹² In gemäßiger Form vertreten im Hld-Kommentar von H. Ringgren (in: Das Alte Testament Deutsch 16/2, 1981).

¹³ O. Kaiser, Das Buch des Propheten Jesaja, Kapitel 1–12 (= ATD 17). Göttingen – Zürich: Vandenhoeck & Ruprecht 1981, 258 Seiten, kart. DM/Fr. 28.–; Leinen DM/Fr. 39.80.

sichten in Anspruch zu nehmen. Dieses Denken ist nicht an der persönlichen Leistung eines einzelnen, sondern an der von ihm bezeugten Sache und dem von ihm bezeugten Gott orientiert» (O. Kaiser, Jes 1–12, S. 26). Ist es so, dann steht die weitgehende «Anonymität» eines biblischen Buches auch nicht im Widerspruch zu seiner Anerkennung als «heiliges Buch» durch die alt- bzw. neutestamentliche Gemeinde.

Diese Annahmen (mehr oder weniger umfangreiche «Grundschicht» von Jesaja selbst, mehrere Überarbeitungsschichten von späteren «Redaktoren») werden von den meisten Alttestamentlern geteilt, soweit sie auf dem Boden der historisch-kritischen Erforschung der Bibel stehen. Kaiser geht nun aber viel weiter: er ist – in groben Zügen zusammengefaßt – der Meinung, die gesamte Jesaja-Überlieferung habe erst sehr spät (mit Beginn des 5. Jahrhunderts v. Chr.) eingesetzt. Man habe sich dabei auf den damals sozusagen als «Heiligen» verehrten Propheten Jesaja berufen, dessen Andenken populäre Erzählungen (wie 1 Kön 18–20 = Jes 36–39) wachhielten. In Jesajas Worten und geschichtlichen Erfahrungen sahen die «Redaktoren» Parallelen zu ihrer eigenen Gegenwart und verstärkten diese noch durch entsprechendes «Ausziehen» von bei Jesaja erst undeutlich vorhandenen Linien. Was nun wirklich echtes Jesaja-Wort sei, könne nach alledem nicht mehr genau ausgemacht werden. Das Buch sei im wesentlichen das Ergebnis eines über 100 Jahre langen Ringens mit dem Exilsschicksal Israels.

Kaisers Kommentar ist allerdings weit mehr als die «Durchführung» dieser Theorie¹⁴, die sicher nicht das letzte Wort der alttestamentlichen Exegese zu Jesaja 1–12 ist. Sein Buch enthält auf immerhin 250 gedrängten Seiten eine äußerst differenzierte Behandlung und theologische Auslegung dieses wichtigen ersten Teils des Jesajabuchs – wichtig schon allein wegen eines dichterischen Meisterwerks wie 5, 1–7 (das «Weinberglied»), wegen der berühmten Berufungserzählung (samt «Verstokkungsauftrag») 6, 1–13 und wegen der uns als «Messiasverheißungen» vertrauten Abschnitte 7, 1–17 (V. 14: «Siehe, eine junge Frau wird schwanger ...»), 9, 1–6 und 11, 1–9.

Selber den Einstieg wagen

Vielleicht empfindet jetzt mancher Leser das Bedürfnis, zunächst eine überblicksartige Einführung ins AT zu bekommen. Dann wäre es Zeit, kurz auf zwei in ihrer Anlage sehr verschiedene Werke hinzuweisen, die beide von maßgeblichen evangelischen Vertretern der alttestamentlichen Wissenschaft stammen. Die «Einführung» des Heidelberger Professors *Hans Walter Wolff* ist bereits ein Klassiker: erstmals 1970 (als 7. Band der «Themen der Theologie») erschienen, ist das Buch nun in einer preiswerten Studienausgabe neu aufgelegt worden, und zwar in einem Band mit dem neutestamentlichen Gegenstück von *Günther Bornkamm*.¹⁵ In glänzendem Stil und allgemeinverständlicher Sprache gibt Wolff sowohl einen Überblick über Bücher und Büchergruppen des AT wie über Ergebnisse und offene Fragen der alttestamentlichen Exegese.

Höhere Anforderungen an den Leser, der nicht vom Fach ist, stellt die zweibändige, auf «Die Profeten» konzentrierte Einführung des Hamburger Alttestamentlers *Klaus Koch*.¹⁶ Der Autor, der in der Prophetenforschung ein wichtiges Wort mitredet, führt auf sehr persönliche Weise in das Denken der einzelnen Schriftpropheten Israels ein, deren Botschaft und deren zeitgeschichtlicher Kontext inhaltsreich dargestellt werden. Koch versteht die Propheten als eigenständige Denker, die ihre

¹⁴ Kaiser vertrat seine vieldiskutierte Spätdatierungstheorie, die er jetzt z. T. modifiziert hat, bereits 1973 in seinem Kommentar zu Jes 13–19 (= ATD 18), noch nicht aber in der ersten, 1960 veröffentlichten und seither dreimal praktisch unverändert nachgedruckten Auflage des Kommentars zu Jes 1–12 (= ATD 17).

¹⁵ *H. W. Wolff/G. Bornkamm*, Zugang zur Bibel. Eine Einführung in die Schriften des Alten und Neuen Testaments. Stuttgart: Kreuz-Verlag 1980, 356 Seiten, DM/Fr. 16.80 (Studienausgabe).

¹⁶ *K. Koch*, Die Profeten. Bd. I: Assyrische Zeit, Stuttgart: Kohlhammer 1978, 184 S. (Urban-Tb. 280), DM/Fr. 12.–; Bd. 2: Babylonisch-persische Zeit, ebda. 1980, 216 S. (Urban-Tb. 281), DM/Fr. 14.–.

intuitiven Erfahrungen in «nachlaufender Erkenntnis» rational verarbeiten und so an ihre Zeitgenossen weitergeben. Im Zentrum des «neuen Wirklichkeitsverständnisses» der Propheten stehen Anliegen wie der «Primat der sittlichen Verantwortung» und der «Aufbruch zum Monotheismus», mit dem eine «Monanthropologie» (Einheit der Menschen und der Menschheit) verbunden ist.

«Einführung»: Das Stichwort gilt nicht nur von den zwei soeben genannten, sondern von allen hier vorgestellten Büchern, so verschieden sie auch sind. Sie wollen Mut machen, an einem Punkt mit der eigenen Lektüre des Alten Testaments zu beginnen und sich mit seiner Botschaft auseinanderzusetzen – denn nur dem, der irgendwo eindringt, wird auch das Ganze sich zeigen. Dieses Ganze ist in einer zuverlässigen Bibelausgabe «greifbar». Hier ist auf die große neue Übersetzung hinzuweisen, deren Endfassung nun seit über einem Jahr vorliegt: das Alte Testament der «Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift».¹⁷ Sie ist vielleicht die augenfälligste Frucht der biblischen Erneuerung in der katholischen Kirche des deutschen Sprachgebiets; die Psalmen und das Neue Testament sind überdies ein ökumenisches, beiden großen Konfessionen gemeinsames Werk. An dieser neuen deutschen Bibel läßt sich – wie an jeder Übersetzung – gewiß etliches kritisieren, aber sie kann sich neben manchen altehrwürdigen Konkurrentinnen durchaus sehen lassen. Es wäre zu hoffen, daß sie dank ihrer Verbreitung (u. a. durch den liturgischen Gebrauch) und dank ihrer modernen Sprache auch entsprechend viel gelesen wird und so zu mehr Vertrautheit mit dem Wort der Schrift führt: der Glaube lebt davon.

Clemens Locher

¹⁷ Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift: Das Alte Testament. Stuttgart: Kath. Bibelanstalt 1980, 2216 S., DM/Fr. 32.50 (enthält u. a. Einführungen zu den einzelnen Büchern, erläuternde Anmerkungen, ein Namens- und Begriffsregister sowie 8 Karten). – Von den bei mehreren Verlagen inzwischen erschienenen Ausgaben der Einheitsübersetzung, über die man sich beim Buchhandel orientieren kann, sei besonders diejenige empfohlen, die von *Eleonore Beck* mit ausführlichen Anmerkungen versehen wurde: Die Heilige Schrift – Einheitsübersetzung kommentiert. Stuttgart: Kath. Bibelwerk 1980, DM/Fr. 69.–. Zur Entstehung und zur Eigenart der Einheitsübersetzung vgl. *J. G. Plöger/O. Knoch* (Hrsg.), Einheit im Wort: Informationen, Gutachten, Dokumente zur Einheitsübersetzung der Hl. Schrift, Stuttgart: Kath. Bibelanstalt 1980, 150 S., DM 13,50.

Wer denkt konkret?

Unwissenschaftlicher Hinweis auf Hegel

Als Bertolt Brecht nach Dänemark emigriert war, klebte er auf die Balken seines Arbeitsraumes einen Spruch, in dem es heißt: «Die Wahrheit ist stets konkret». In diesem Satz von Lenin klingt eine Tradition nach, die zunächst auf Karl Marx zurückgeht, bei dem beispielsweise steht: «Es scheint das Richtige zu sein, mit dem Realen und Konkreten, der wirklichen Voraussetzung zu beginnen ... Das Konkrete ist ... der wirkliche Ausgangspunkt ...»¹ Der Gedanke aber, der darin zum Zuge kommt, entstammt einem Denker, der zur diesjährigen hundertfünfzigsten Wiederkehr seines Todestages wohl eine weitere Woge wissenschaftlicher Abhandlungen auslösen wird. Einige davon werden den attackierten «Meisterdenker» vermutlich einmal mehr verteidigen, während andere ihn erneut verurteilen. Der folgende Fingerzeig will nichts von alledem. Er macht den Versuch, möglichst kurz und plausibel ausschließlich auf jenen Hegel hinzuweisen, der – im Gegensatz zur allgemeinen Meinung, die über ihn kursiert – nicht müde wird zu betonen: «... alles Wahrhaftige des Geistes sowohl als der Natur ist in sich konkret ... Das Konkrete ist die Wahrheit ... nur das Konkrete ist das Wirkliche».²

¹ *K. Marx/F. Engels*, Ausgewählte Werke in sechs Bänden, Berlin (Ost) 1975–1976. Bd. II, S. 485f.

² *G. W. F. Hegel*, Werke in zwanzig Bänden. Theorie-Werkausgabe (Redaktion E. Moldenhauer u. K. M. Michel), Frankfurt a. M. 1971. Bd.

Das klingt überraschend, hört man doch immer wieder: Hegel denke «abstrakt» – also gerade nicht «konkret» – und sei deshalb so schwer zu verstehen. Diese Einschätzung hat zur Hälfte Recht. Hegel *ist* schwer zu verstehen, aber keineswegs deshalb, weil er abstrakt dächte. Nicht *er* denkt abstrakt, sondern *wir* denken abstrakt. So jedenfalls sieht es Hegel, in dessen Blick jede einseitige Betrachtungsweise etwas Abstraktes an sich hat. Wir sagen zwar oft «jedes Ding hat zwei Seiten», halten uns aber nicht daran. Hegel hält sich immer daran, und deshalb ist es kein Ausrutscher, wenn Bertolt Brecht in seinen «Flüchtlingsgesprächen» bemerkt: «Hegel hat das Zeug zu einem der größten Humoristen unter den Philosophen gehabt ... Er hat einen solchen Humor gehabt, daß er sich so etwas wie Ordnung z. B. gar nicht hat denken können ohne Unordnung. Er war sich klar, daß sich unmittelbar in der Nähe der größten Ordnung die größte Unordnung aufhält, er ist soweit gegangen, daß er sogar gesagt hat: an ein und demselben Platz!»³

Liebe ist konkret oder sie ist nicht

Davon geht Hegel aus, dahin zielt sein Denken: daß jedes Ding zwei Seiten hat, die einander entgegengesetzt sind und gerade deshalb zusammengehören. Wer nur die eine Seite sieht und die andere unterschlägt, denkt abstrakt. Wer die eine und die andere Seite sieht, denkt konkret.

Das klingt nun eher harmlos, wenn nicht banal, ist es aber nicht. Denn zu diesen «Dingen», die zwei Seiten haben, gehört beispielsweise die Liebe, die sich nur in der Liebe zum Anderen verwirklichen läßt. Dazu gehört auch die Freiheit, die sich nur in der Freiheit des Anderen verwirklichen läßt. Niemand aber wird behaupten, daß Liebe und Freiheit etwas Harmloses oder gar Banales seien. Hegel ist siebenundzwanzig, als er in seinen «Entwürfen über Religion und Liebe» schreibt: «Der Geliebte ist uns nicht entgegengesetzt, er ist eins mit unserem Wesen; wir sehen nur uns in ihm, und dann ist er doch wieder nicht wir ... Wahre Vereinigung, eigentliche Liebe findet nur unter Lebendigen statt, die an Macht sich gleich und also durchaus füreinander Lebendige, von keiner Seite gegeneinander Tote sind ... Diese Vereinigung der Liebe ist zwar vollständig, aber sie kann es nur soweit sein, als das Getrennte nur so entgegengesetzt ist, daß das Eine das Liebende, das Andere das Geliebte ist, daß also jedes Getrennte ein Organ eines Lebendigen ist ...» (I 244–246. 249). Behutsam und noch etwas ungelentk tastet sich Hegel vor, um dieser einzigartigen Zweierbeziehung auf die Spur zu kommen. Zunächst ist der Eine vom Anderen getrennt. Sobald aber der Eine sich auf den Anderen einläßt, schwindet das Trennende. Es beginnt ein Vorgang, eine Art von wechselseitig vorangetriebenem Prozeß, in dessen Verlauf der Eine zum Anderen findet, ja durch den Anderen überhaupt erst zu sich selber kommt: «Das wahrhafte Wesen der Liebe besteht darin, das Bewußtsein seiner selbst aufzugeben, sich in einem anderen Selbst zu vergessen, doch in diesem Vergehen und Vergessen sich erst selber zu haben und zu besitzen.» So steht es zwanzig Jahre später faszinierend genau in den «Vorlesungen über die Ästhetik» (XV 155).

Da dämmert einem, was «konkret denken» für Hegel bedeutet. Es bedeutet: das Eine zusammen mit dem Anderen denken. Es bedeutet: im Denken nachvollziehen, wie in Wirklichkeit Eines zum Anderen kommt und dadurch zu sich selber findet – beispielsweise in der Liebe und auch in der Freiheit, von der noch die Rede sein wird. Allerdings sind diese beiden «Beispiele» für Hegel nicht beliebig, denn sein ganzes Denken wird angetrieben von dem Versuch, das «Vereinigungsmotiv» der christlichen Theologie und das «Befreiungsmotiv» der Französischen Revolution ins Philosophische zu übersetzen. Damit wollte er seine Zeitgenossen zur Verwirklichung der Liebe und der Freiheit anstiften. Er wollte die Welt zur Vernunft bringen, bevor sie an

dem erstickt, was er den «Brei des Herzens» (VII 19) nannte. Er wollte sie abbringen von der «bunten Rinde» (VII 23) unvernünftiger und unrealistischer Vorstellungen über Liebe und Freiheit. Das «Band» freilich, das diese beiden «Lebensvollzüge» des Menschen verbindet, ist für Hegel ans Ganze der Wirklichkeit gebunden und heißt – Wahrheit.

Wie sein erster Biograph berichtet, hält er seine Vorlesungen «rücksichtslos gegen die rhetorische Eleganz, sachlich durch und durch»⁴, aber eben in Beschlag genommen von der Sache des Denkens. Das merken die Studenten. Hegel liest vor überfüllten Hörsälen und gilt bald als *der* Philosoph unter den deutschen Philosophen. Unerwartet stirbt er am 14. November 1831 an der Cholera.

Wahrheit ist konkret oder sie ist nicht

«Wer denkt abstrakt?» lautet die Überschrift eines populär gehaltenen Aufsatzes von Hegel. Er schildert dort, wie das Publikum einen Mörder eintaxiert, der kurz vor der Hinrichtung steht. «Es wird also ein Mörder zur Richtstätte geführt. Dem gemeinen Volke ist er nichts weiter als ein Mörder. Damen machen vielleicht die Bemerkung, daß er ein kräftiger, schöner, interessanter Mann ist. Jenes Volk findet die Bemerkung entsetzlich: Was, ein Mörder schön? Wie kann (man) so schlecht denkend sein und einen Mörder schön nennen... Ein Menschenkenner (hingegen) sucht den Gang auf, den die Bildung des Verbrechers genommen, findet in seiner Geschichte schlechte Erziehung, schlechte Familienverhältnisse des Vaters und der Mutter, irgendeine ungeheure Härte bei einem leichteren Vergehen dieses Menschen, die ihn gegen die bürgerliche Ordnung erbitterte, eine erste Rückwirkung dagegen, die ihn daraus vertrieb und es ihm jetzt nur durch Verbrechen sich noch zu erhalten möglich machte. – Es kann wohl Leute geben, die, wenn sie solches hören, sagen werden: der will diesen Mörder entschuldigen... Dies heißt abstrakt gedacht, in dem Mörder nichts als dies Abstrakte, daß er ein Mörder ist, zu sehen und durch diese einfache Qualität alles übrige menschliche Wesen an ihm (zu) vertilgen» (II 577f.).

Das Wesentliche dieses Menschen liegt darin, daß er ein menschliches Wesen ist. Der Mörder, um den es hier geht, ist ein konkreter Mensch mit einer konkreten Geschichte und einem konkreten Namen. Sein Kopf, den das Fallbeil vom Rumpfe trennt, ist nicht der Kopf einer Abstraktion, – dazu machen ihn erst die Gaffer. «Ganz anders hörte ich einst eine gemeine alte Frau, ein Spitalweib, die Abstraktion des Mörders töten und ihn zur Ehre lebendig machen. Das abgeschlagene Haupt war aufs Schaffot gelegt, und es war Sonnenschein; wie doch so schön, sagte sie, Gottes Gnadensonne *Binders* Haupt beglänzt! ... Du bist nicht wert, daß dich die Sonne bescheint, sagt man zu einem Wicht, über den man sich erzürnt. Jene Frau sah, daß der Mörderkopf von der Sonne beschießen wurde und es also auch noch wert war» (II 579).

Als Hegel die letzten Zeilen schrieb, dachte er vermutlich an den biblischen Gott, von dem es heißt, er lasse seine Sonne aufgehen über Gerechte *und* Ungerechte. Dennoch wäre es falsch, dem Autor zu unterstellen – manche tun das –, seine ganze Philosophie sei nichts als verkappte Theologie. Denn Hegel setzte ausschließlich auf die allumgreifende Vernunft, weil er davon überzeugt war: eine von Grund auf vernünftig angelegte Welt, mag sie noch so unvernünftig geworden sein, sei nur durch Vernunft zu ergründen und wieder zur Vernunft zu bringen. Gleiches wird nur durch Gleiches erkannt, sagten viele alte und mittelalterliche Philosophen; Hegel tritt in ihre Fußstapfen, wenn er erklärt: «Was vernünftig ist, das ist wirklich; und was wirklich ist, das ist vernünftig ... Was zwischen der Vernunft als selbstbewußtem Geiste und der Vernunft als vorhandener Wirklichkeit liegt, ... ist die Fessel irgend eines Abstrak-

XIII, S. 100; Bd. XVII, S. 221; Bd. XVIII, S. 53. – Die folgenden, den Zitatun unmittelbar nachgestellten Belege beziehen sich auf diese Ausgabe.
³ Zit. nach I. Fetscher, Hegel – Größe und Grenzen, Stuttgart 1971, S. 8.

⁴ K. Rosenkranz, Georg Wilhelm Friedrich Hegels Leben, Berlin 1844, S. 214.

tums ...» (VII 24. 26). Die ersten beiden Sätze werden gern und bis zum Überdruß zitiert, nicht deren Fortsetzung; darin aber taucht es wieder auf, das abstrakte Denken als selbstverschuldete Behinderung und Verengung des Sehvermögens. Der Blick ist sozusagen fixiert und nimmt einen Teil für das Ganze, sieht im Mörder nur den Mörder. Abstrahieren heißt isolieren, willkürlich einen einzigen Punkt anstarren. Abstrakt denken heißt vergessen oder nicht wahrhaben wollen, daß alles Lebendige so ist, wie es geworden ist, und daß es werden muß, was es am Ende sein soll. In *diese* Richtung zielt ein ebenfalls zum unverständenen Gemeinplatz heruntergekommenes Zitat: «Das Wahre ist das Ganze. Das Ganze aber ist nur das durch seine Entwicklung sich vollendende Wesen» (III 24).

Freiheit ist konkret oder sie ist nicht

Was lebt, ist lebendig geworden und bleibt lebendig, indem es sich entwickelt: aus der Knospe wird die Blüte, aus der Blüte die Frucht (vgl. III 12), – und was für die außermenschliche Natur gilt, das gilt nach Hegel auch für die menschliche Geschichte. Wie niemand Kirschen ernten kann, bevor der Baum geblüht hat, so kann auch niemand die Kirschen der Freiheit ernten, bevor der Baum der Freiheit geblüht hat. Ohne Bild gesprochen: Auch das, was wir Freiheit nennen, ist im Gegensatz zur leeren und geschichtslosen Willkür ein lebendiger Prozeß, dessen Endstadium keiner herbeizwingen kann. Die in der Französischen Revolution aufgebrochene Freiheit hörte jedoch auf, ein lebendiger und lebensfähiger Prozeß zu sein, als die Jakobiner sie mit Gewalt zur Vollendung bringen wollten. Ihr leidenschaftliches Interesse, die Freiheit sofort, ein für alle Mal und unumschränkt herbeizuführen, machte sie zu Mördern an denen, die sich diesem Interesse widersetzen.

Die jakobinische Schreckensherrschaft entstand, so gesehen, aus dem abstrakten Interesse an einer abstrakten Freiheit. He-

gel, der den Gedenktag der Französischen Revolution nie zu feiern vergaß, hat sich mit dem abstrakten Freiheitsinteresse Robespierres und der Jakobiner nicht nur in einem berühmten Abschnitt seiner «Phänomenologie des Geistes» auseinandergesetzt («Die absolute Freiheit und der Schrecken», III 431–440); er kam immer wieder darauf zurück, – auch dort, wo man es nicht erwartet, wie beispielsweise in seinen «Vorlesungen über die Religion». Dort liest man: «Unter Robespierre hat in Frankreich der Schrecken regiert, und zwar gegen die, welche nicht in der Gesinnung der Freiheit waren ...» (XVI 246) – das heißt gegen die, welche nicht in dem Interesse einer totalen Sofortverwirklichung der Freiheit befangen waren und darum einem totalitären Terror zum Opfer fielen.

Die Parallelen zur gegenwärtigen Theorie und Praxis des Terrors sind offenkundig. Auch da soll Freiheit ein für alle Mal als Sofortprogramm verwirklicht werden, – und dieser Kurzschluß führt zur Gewalt. Überflüssig zu betonen, daß die Freiheit, die wir hier und jetzt haben, unvollkommen ist. Wer jedoch meint, die vollkommene Freiheit oder auch nur eine weniger unvollkommene Freiheit ließe sich herbeizwingen, denkt abstrakt. Denn mit der Freiheit verhält es sich ebenso wie mit der Liebe und mit der Wahrheit: sie ist konkret oder sie ist nicht.

Darin bleibt Hegel überzeugend trotz aller schwerwiegenden Einwände, die seinem «System» im Ganzen und im Einzelnen entgegenzuhalten sind. Wenn ein Philosoph unserer Tage erklärt, daß «... die Schwierigkeiten beim Versuch, ein Hegelianer zu sein, nur noch übertroffen werden durch die Schwierigkeiten beim Versuch, *kein* Hegelianer zu sein»⁵, so gilt diese Bemerkung jedenfalls zu Recht für die ebenso lautere wie beharrliche Anstrengung Hegels, das Konkrete konkret zu denken.

Karl-Dieter Ulke, München

⁵ O. Marquard, Schwierigkeiten mit der Geschichtsphilosophie, Frankfurt a.M. 1973, S. 51.

VON LATEINAMERIKANERN LERNEN

Die Hiobsbotschaften, die uns Woche um Woche über Repression und Gewalt, blutige Massaker, Korruption und skrupellose Ausbeutung aus verschiedenen Ländern Zentral- und Südamerikas zukommen, reißen nicht ab. Doch dazwischen ist immer wieder auch von mutigen Taten, von Initiativen zur Selbsthilfe und von geduldiger Arbeit aus Hoffnung auf Befreiung zu hören. Die schlichten Zeugnisse – diesmal aus *Bolivien* –, die uns darüber erreichen, erhalten ihre volle Bedeutung erst auf dem jeweiligen Hintergrund politischer Verfolgung und Verdächtigung, der bald jedwedes soziale Wirken ausgesetzt ist. Doch auch wenn uns das Vorstellungsvermögen für diesen Kontext abgeht, könnte unser eigener Kontext der Reformmüdigkeit, wenn nicht gar des Pessimismus vielleicht zum Anlaß werden, daß wir auf solche Beispiele achten: sind es doch Breschen, die in Mauern der Apathie, des Fatalismus, der Angst und des Mißtrauens geschlagen werden. Darüber hinaus könnten sie unsere Phantasie anregen, daß uns in vergleichbaren Bereichen auch noch etwas einfällt, und daß wir nicht alles, so wie es ist, als gegeben betrachten. (Red.)

Sie und Er als Missionar

Das Land, das nach Simon Bolivar, dem Befreier von der spanischen Kolonialherrschaft, benannt ist, betreten wir ausgerechnet an jenem 17. Juli 1980, der den Putsch der bolivianischen Militärs unter General Meza sah. Zusammen mit einem argentinischen Freund und Seminaristen reiste ich von der nördlichsten argentinischen Provinz Jujuy ein und erreichte so die auf 3800 m Höhe liegende Grenzstadt Villazón. Eigentlich wollten wir nur unser Gepäck für unsere Reise durch Bolivien und Perú in der dortigen Pfarrei abstellen, bis wir per Zug am Nachmittag in das etwa 1000 km entfernte La Paz aufgebrochen wären. Doch der Zwang der politischen Ereignisse und der Rat der Freunde überzeugten uns, einige Tage in Villazón

zu bleiben, bis der Weg durch das unruhige Gebiet der Bergarbeiter in Potosí, Oruro oder nach Sucre oder Cochabamba wieder passierbar wäre. So blieben wir einige Tage in dieser Pfarrei, und am vierten Tag war es auch möglich, das unmittelbare Stadtgebiet von Villazón zu verlassen und in die z. T. weit entlegenen ärmlichen Filialgemeinden zu fahren bzw. zu gehen, wenn es keinen anderen Weg dorthin gab.

In diesen paar Tagen lernten wir ein pastorales Experiment kennen. Nach einem Theaterstück, das Studenten von Potosí aufführten, möchte ich dieses Experiment mit einem Wort aus der Sprache der Inkas (Quechua), die noch heute von den meisten Bewohnern des Altiplano gesprochen wird, benennen: *Umachakuy*. Am ehesten läßt es sich mit «Bewußtwerdung» übersetzen. Das, was wir sahen, machte auch uns einiges bewußt.

In der Pfarrei von Villazón arbeiten insgesamt drei Equipen zusammen, die alle aus Kolumbien stammen. Da sind einmal vier Priester in einem Pfarrhaus, das mit Hilfe der deutschen Hilfsaktion «Adveniat» ein wenig modernisiert wurde und nun fließendes Wasser und sogar eine einfache Dusche hat. Einige hundert Meter davon entfernt leben drei kolumbianische Kapuzinerschwester, die die traditionellen Aufgaben der Alten- und Krankenpflege und den Katechismusunterricht übernommen haben. Nicht weit davon entfernt wohnen in einem nie vollendeten großen Bau in einigen Zimmern *Albano* und *Angela*, ebenfalls aus Kolumbien. Beide sind etwa Mitte 20 und verheiratet. Angela hat ein abgeschlossenes Psychologiestudium und eine Ausbildung in Gesprächstherapie und als Gruppenleiterin. Ihr Mann Albano ist mehr der Praktiker und hat sein Studium bereits vor Jahren aufgegeben. Daß ein junges Paar sich bewußt in den Dienst der Mission und Entwicklungshilfe (besser:

promoción popular) stellt und dabei freiwillig den evangelischen Rat der Armut auf sich nimmt, habe ich bisher in der katholischen Kirche außer bei Missionsärzten noch nicht erlebt. Unwillkürlich muß ich an Erich Fromms Buch «Haben oder Sein» denken. Dieses Ehepaar hat nicht viel materiellen Besitz, ja sie zimmerten sich einen Teil der Möbel selbst zurecht, aber sie sind Persönlichkeiten und vor allem von ihrer Aufgabe und ihrem Weg erfüllt. Dieser Weg begann in einer Gruppe gleichgesinnter Studenten in Kolumbien, woraus eine Gruppe pastoral engagierter Ehepaare erwuchs. Mehrere von ihnen entschlossen sich zur Mission, sei es innerhalb von Kolumbien, sei es außerhalb, wie nun hier Angela und Albano, von deren ersten Stationen in Bolivien ich mir berichten ließ:

«Wir begannen mit unserer pastoralen Arbeit in Kolumbien, am Stadtrand unserer Heimatstadt Medellín. Dort engagierten wir uns vor allem in Katechese, Bewußtseinsbildung, Frauenarbeit und Familienpastoral. Wir fanden andere Ehepaare, die ebenso dachten wie wir und in ähnlicher Weise voll und ganz im Dienste der Kirche tätig sind. Freilich stießen wir zunächst auf Widerstand und Unverständnis, auch in der eigenen Familie. Wir arbeiteten mit verschiedenen religiösen Kongregationen zusammen, u. a. mit den Kapuzinerinnen, die ja auch hier in Bolivien wirken. Aus dieser Zusammenarbeit erwuchs die Idee, auch als Ehepaar in der Mission zu arbeiten, speziell mit den Xaverianerpatres hier in Villazón. Unser Ziel war dabei, als Ehepaar zu einer umfassenderen christlichen Spiritualität zu gelangen und zwar durch unsere Einfügung in ein Team, das in der Familienpastoral und Jugendarbeit besonders aktiv ist. Eine Vorbereitung von einigen Monaten war allerdings erforderlich: auf pastoraler, intellektueller und wirtschaftlicher Ebene.»

Die erste Station auf diesem Weg wurde die Stadt und Pfarrei Cotagaita im Departement Potosí. Die beiden Monate dort Anfang 1979 wurden eine harte Probezeit. Zuallererst zeigten sich die Sprachschwierigkeiten, denn der Großteil der Landbevölkerung spricht fast nur *Quechua*, das für Spanischsprechende sehr schwer zu erlernen ist. Hinzu kamen wirtschaftliche Schwierigkeiten und mangelnde Erfahrung im Alltag der Missionsarbeit; es war beinahe Sisyphusarbeit. Daher wechselten die beiden im März 1979 nach Potosí über, der Stadt der dreißigtausend Bohrlöcher, einstmals die reichste Silberstadt der Welt, wovon noch heute Gebäude, Kirchen und Kunstschätze zeugen. Durch Vermittlung eines Professors für bildende Künste, mit dessen Familie Angela und Albano auch zusammen wohnten, konnten sie im universitären Bereich tätig werden: Angela in einem Kurs für Gruppendynamik der Sozialarbeiter und in der Lehrerausbildung, Albano beim Studententheater. Das Stück «Umachakuy», das die sozial-politische Wirklichkeit Boliviens schildert, errang den zweiten Preis beim nationalen Theaterwettbewerb. Dieses Stück, das den Zuschauer in die Handlung mit einbezieht, wurde auch in Dörfern des Departements Potosí aufgeführt, was jedoch heute wahrscheinlich verboten ist.

Der Versuch, Jugendlichen bei der Berufswahl zu helfen, erwies sich als ein weiterer Zugang, die jungen Bolivianer, ihre Mentalität und ihre Probleme ein wenig besser zu verstehen.

Umachakuy - Bewußtwerdung

Nach diesen ersten Erfahrungen mit der bolivianischen sozialpolitischen Wirklichkeit, vor allem im Altiplano, und der Mentalität der dort lebenden Bevölkerung, konnten Angela und Albano mit ihrer eigentlichen Arbeit in Villazón beginnen. Um zu ermessen, worum es geht, muß man sich vor Augen halten, daß die hiesige Bevölkerung schon vor der Kolonialzeit unter den Inkas einer streng hierarchisch gestuften Gesellschaft angehörte, die Eigendenken und Eigeninitiative nicht aufkommen ließ. Kennzeichnend für die Bolivianer ist daher die Apathie, dazu ein tief liegendes Mißtrauen sowohl unter den eigenen Dorfgenossen, wie erst recht gegenüber Institutionen wie Kirche und Staat. Der Anfang von allem ist deshalb, Vertrauen zu gewinnen und Vertrauen zu gründen, damit einige Familien fähig werden, zusammenzukommen. Dabei sind es oft unvollständige Familien. Die Bevölkerung besteht ein halbes Jahr lang nur aus Frauen, Kindern und alten Leuten: Die arbeitsfähigen

Männer gehen über die nicht weit entfernte Grenze nach Argentinien, um dort (meist in der Ernte) zu arbeiten. Dem Wirken unter den Frauen, sodann bei Kindern und Jugendlichen kommt somit Priorität zu. Die «Bewußtwerdung» ist im Sinne eines kritischen und gläubigen Bewußtseins gemeint: Die eigene soziale Lage soll erfaßt und die Motivation zu Lebensmut und Gemeinsamkeit gefunden werden. Als entscheidend hat sich erwiesen, daß die Animation der Familiengruppen in der Sprache geschieht, die die Leute untereinander sprechen, also in Quechua. (Spanisch lernen sie in der Schule, aber was bedeutet das, wenn viele nur zwei Jahre lang in der Schule waren!)

Das Wirken von Angela und Albano im Verein mit den Priestern und Schwestern verwirklicht eine Anzahl von Vorschlägen und Forderungen der *Dokumente von Puebla*. Ihnen eignet eine geglückte Verbindung von Theorie und Praxisnähe: Wie ein roter Faden durchzieht sie die Sorge um die Familie. Zurecht wird darin die «Herabsetzung der Grundwerte der Familie» angeklagt, wobei man der Kirche den Vorwurf nicht ersparen kann, daß sie bisher kaum eine adäquate *Familienpastoral* ausgearbeitet hatte. In den Dokumenten wird einerseits das vielschichtige Elend der Familien angesprochen, andererseits der Aufbruch und Mentalitätswandel in der lateinamerikanischen Kirche bezeugt und vorangetrieben, der es nunmehr jungen Ehepaaren möglich macht, hauptamtlich in der Kirche wirken zu können:

▷ «Die Kirche ist sich der Tatsache bewußt, daß in der Familie die negativsten Auswirkungen der Unterentwicklung zum Ausdruck kommen: in entmutigend hohem Maße ungesunde Verhältnisse, Armut und sogar Elend, Unwissenheit und Analphabetismus, unmenschliche Lebensbedingungen, chronische Unterernährung und viele andere, nicht weniger traurige Übel» (571).

▷ «Wenn die lateinamerikanische Familie wirklich zum Mittelpunkt der Gemeinschaft und Mitbeteiligung werden soll, so muß sie Wege für eine innere Erneuerung und Gemeinschaft mit der Kirche und der Welt finden ...» (568).

▷ Träger dieser Pastoral sind diejenigen, die sich dazu verpflichten, das Evangelium der Familie zu leben und kleinere oder größere familiäre kirchliche Gemeinschaften zu fördern» (596).

Das Konzept dieser neuen Familienpastoral kann wahrscheinlich zeugnishafter und mit mehr Einfühlungsvermögen als von einem zölibatären Priester oder einer noch so engagierten Ordensschwester von einer kirchlich hauptamtlich engagierten Familie verwirklicht und gelebt werden. Jedenfalls ist zu hoffen, daß das Modell von Villazón Nachahmer findet. Das wäre vor allem ein Beitrag zur Befreiung der Frau, zur Stärkung ihrer Würde, zum Ausbau ihrer beruflichen Chancen und damit zu ihrem sozialen und kulturellen Aufstieg in Kirche und Gesell-

Für die geplante theologisch-pastorale Zusatzausbildung für beruflich im kirchlichen Dienst tätige Jugendarbeiter, Erwachsenenbildner und Sozialarbeiter suchen wir auf Anfang Februar 1982

Kursleiter/Kursleiterin

Aufgabenbereiche sind:

- Mitarbeit bei der Kursplanung, Ausbildungsvorbereitung und -leitung
- Begleitung des Kurses (dauernde Präsenz im Kurs)
- Zusammenarbeit mit den Ausbildnern und der Ausbildungskommission

Vorausgesetzt wird praktische Erfahrung in der kirchlichen Arbeit und im Lernen in Gruppen.

Wir bieten eine interessante Tätigkeit im Halbarnt, zeitgemäße Anstellungsbedingungen und gute Entlohnung.

Wir freuen uns auf Ihren Anruf. Wenden Sie sich bitte an Herrn B. Schlauri, Sekretariat Theologie für Laien, Neptunstraße 38, 8032 Zürich, Telefon 01/47 96 86.

schaft von Lateinamerika. Aber auch für Männer wie Albano könnte die Kirche eine «promoción» anbieten, wenn diejenigen, die es von ihrem Engagement her wünschen, zu hauptamtlichen Diakonen geweiht würden. Gegenüber diesem vom Konzil erneuerten Stand in der Kirche bestehen zwar bei nicht wenigen Bischöfen drüben immer noch Ängste und Ressentiments; und doch stand dem Konzil bei diesem Projekt und Beschluß in erster Linie Lateinamerika vor Augen.

Nach jüngsten Nachrichten von Angela und Albano haben die beiden bei ihrem Wirken «Schwierigkeiten im politischen Bereich, um es so zu nennen» bekommen. Sie sind deshalb in die

Gegend von Cotagaita, wo sie begonnen hatten, zurückgekehrt, jetzt aber in eine kleine Landpfarre, wo die Landwirtschaft noch mehr als in Villazón im Vordergrund steht. Dem entsprechend spielt jetzt die Beschaffung von allerhand Geräten, der Bau von Wasserpumpen usw. eine große Rolle. Aber nach wie vor geht es um Umachakuy oder concientización, d. h. um Bewußtseinsbildung im Rahmen einer Familienpastoral mit Müttervereinigung, Jugendkatechese, religiösen Versammlungen und Hausbesuchen. Dank einer Hilfe von Misereor hofft das Paar, diese Arbeit in den kommenden Jahren noch ausbauen zu können. *Herbert Sibbe, Friedberg*

Ayni: ein Versuch, das sakramentale Gebührensystem zu ändern

«Mit der Hilfe des ganzen Gottesvolkes hoffen wir, das gegenwärtig existierende Gebührensystem zu überwinden und es durch andere Formen ersetzen zu können, wo die materielle Kooperation weniger direkt mit der Spendung der Sakramente verbunden ist.» So äußerte sich schon 1968 die lateinamerikanische Kirchenversammlung von Medellín (XIV/13). Für viele, die sich in Lateinamerika mit einem Blick für die Seelsorge umschaun, wirkt in der Tat gerade dies wie ein Schock: das sakramentale Gebührensystem.

So ging es uns bereits bei der Anreise: in irgendeiner Hafentadt saß da in der Kathedrale ein Mann in Soutane, vor sich eine Schlange von Menschen – zuerst entdeckten wir nicht so recht, was er denn verkaufte. Denn um Verkauf handelte es sich offensichtlich: die Leute hatten Geld in der Hand, der Priester nahm entgegen, gab heraus, wies auch einmal einen zu schäbigen Geldschein zurück; die Leute schienen irgendein Anliegen zu äußern, dem der Priester durch ein Gemurmel entsprach, Weihwasser darüber, der Nächste, bitte!

Man erklärte uns, hier handle es sich um das Verrichten von «Resposos», ein uralter Brauch, und an sich kein schlechter. Es geht darum, sich der Toten zu erinnern und für sie zu beten. So etwas ist ja auch der Bibel nicht ganz fremd, so wenig wie das Entgegennehmen von Almosen für eine Messe unbiblisch sein muß: wer dem Altar dient, soll vom Altar leben ... Die Kritiker des Gebührensystems müssen sich vor Pharisäismus hüten: die Gehaltstabellen für deutsche Priester, sauber gestaffelt nach Dienstjahren, Ortsklasse, nach Kaplan und Pfarrer; die guten Bezüge der Pastoralangestellten ...: ist das Kirchensteuersystem so grundverschieden vom «Sakramentenverkauf», wie er in Lateinamerika überwiegend existiert?

Medellín hat trotzdem recht, wenn es den Finger vor allem auf die *enge Verbindung* zwischen materieller Kooperation und Sakramentenspendung legt; darin liegt meist die Quelle des Ärgernisses. So wagte man sich denn auch in der Pfarrei Independencia (Diözese Cochabamba) nach jahrelangen Beratungen im Pfarrgemeinderat, mit den Katechisten, den zivilen Behörden und dem Bischof an das Experiment, das andere Gemeinden schon zuvor riskiert hatten. Das Risiko war in unserem Fall kalkulierbarer: Independencia ist geographisch eine Insel, so abgelegen, daß unwillige Gläubige kaum anderswohin ausweichen konnten. Der Bau einer neuen Pfarrkirche bot günstige psychologische Bedingungen für die Einführung des neuen Systems, zumal den Gläubigen jahrelang das Verantwortungsbeußtsein für ihre Kirche geschärft worden war. Und schließlich konnte sich Independencia das Experiment um so gelassener leisten, als ein möglicher Fehlschlag finanziell durch einen deutschen Freundeskreis abgefangen worden wäre.

Noch ein Faktor begünstigte das Projekt: unter dem Namen *Ayni* ist hier das *do-ut-des*, die gegenseitige Hilfe, seit den Inkas und noch früheren Zeiten in allen Lebensbereichen fest verankert: du hilfst mir beim Dachdecken, später helfe ich dir; du leihst mir deine Ochsen, ich dir meine Pferde; du hilfst mir meine Hochzeit ausrichten, ich helfe dir bei deiner Fiesta. *Ayni* ist das halbe Leben und mehr!

Damit war auch der Name für das neue System gegeben: *Ayni Parroquial*. Aber nicht nur die genannte «enge Verbindung» zwischen Geld und Sakrament sollte bei dieser Gelegenheit gelöst werden; sie sollte auch mehr Gerechtigkeit bringen. Nicht uniforme Beisteuer, sondern differenziert nach den Möglichkeiten eines jeden. Das macht die meiste Arbeit. Eine feste Prokopf-Quote jährlich einzutreiben, wäre ein Kinderspiel, das sind die Leute auch aus anderen Bereichen gewöhnt. Was sie nicht gewöhnt sind, ist Gerechtigkeit. Und darum ist das *Ayni* beileibe nicht nur ein Finanzierungsprogramm. Es ist ein Erziehungsprogramm!

Für die bäuerliche Bevölkerung war es verhältnismäßig einfach: 10 Pesos pro Kuh, 2 pro Schaf (der Peso gilt ungefähr 10 Pfennige). Die Bevölkerung des Hauptortes wurde vom Gemeinderat in fünf Gruppen kategorisiert: Reiche (200.-), Halbreiche (100.-), weder-reich-noch-arm (50.-), Arme (20.-) und solche, die gar nichts haben: die brauchen genau so wenig zu zahlen wie Bauern ohne Vieh.

Das ist alles nicht der Weisheit letzter Schluß, aber auch so ist es eine gewaltige Wohltat für die Armen – bis hin zu den Toten der Armen: noch nie gedachte man ihrer so zahlreich und häufig bei der Feier der Eucharistie (d. h., wie man früher gesagt hätte, in «so vielen heiligen Messen»). Eine Wohltat auch für Priester und Katechisten: das widerliche Feilschen um den Preis des Opfers Christi gehört der Vergangenheit an.

Das *Ayni* läuft jetzt über drei Jahre. Im ersten Jahr brachte es ca. 60000, im zweiten 80000 Pesos; im laufenden Jahr dürfte sich das Gesamtaufkommen der Hunderttausendergrenze nähern. Das ist jedenfalls nicht weniger, als die Pfarrei auch nach

Der Gottesgelehrte Niklaus von Flüe

Drei Studien
von

Heinrich Stirnimann

350 Seiten, mit 78 Abbildungen,
davon 12 ganzseitige Farbtafeln,
sFr. 48.-

Das Buch geht neue Wege und richtet
sich an einen weiten Leserkreis.

UNIVERSITÄTSVERLAG
FREIBURG SCHWEIZ

dem traditionellen System einnehmen würde. Leicht war es freilich nicht. Die Verwaltungsarbeit ist eine Last. Widerstand, vor allem von seiten der Reicheren, fehlte und fehlt nicht. Und eine Versuchung zur Lüge, zur Besitzverschleierung ist nicht zu übersehen. Es ging und geht nicht ganz ohne Trick und Druck: wer sein Ayni brav zum Jahresanfang bezahlt, bekommt den Pfarrkalender umsonst. Das Dorf, das als erstes sein Ayni komplett hat, bekommt jedes Jahr einen besonderen Preis. Umgekehrt: Dörfer, von denen die Mehrheit ihren Obolus nicht entrichtet hat, brauchen für ihre verschiedenen Projekte keinerlei Hilfe von der Pfarrei zu erwarten ...

Manchmal wollten wir den Tag verwünschen, an dem uns diese Idee gekommen ist: Mußten wir uns das aufladen? Aber abgesehen von solchen Stunden der Schwachheit wissen wir, daß das Ayni, wenn auch gewiß nicht der einzige, so doch ein gangbarer und wertvoller Weg hin zu dem ist, was hier wie anderswo wachsen soll: eine lebendige Kirche.

Manfred Rauh, Independencia/Cochabamba

«Erziehung auf Kredit»

Es war einmal ... Die Schulen und Gymnasien der Regierung waren kostenlos. Jedermann konnte sie besuchen. Allerdings verfügten diese Schulen über fast keine Mittel, um guten Unterricht zu geben. Oft fehlten Bänke für die Schüler, Wandtafeln, Bücher usw. Nicht einmal die Lehrer erschienen regelmäßig zum Unterricht. Das Ergebnis braucht nicht zu verwundern: Die Schüler lernten wenig oder nichts. Viele brachen den Schulbesuch ab. Das Bildungsniveau des Landes blieb so gering wie zuvor. Allerdings gab es auch private Volksschulen und Gymnasien, die von den reichen Eltern bezahlt wurden. Dort konnte man weit besseren Unterricht als in den staatlichen Schulen bekommen. Aber zu diesen Schulen hatten nur die Kinder der Reichen Zutritt.

Die Bevölkerung ertrug diese Zustände lange Zeit hindurch. Doch gab es einige christliche Gruppen, die eine solche Diskriminierung in der Erziehung nicht länger hinnehmen wollten. Vor nunmehr neun Jahren stellten sie sich die Frage: Was können wir tun, um einen Ausweg aus dem jetzigen System zu finden? Wie kommen wir zu einem neuen Lebensstil? «Erziehung auf Kredit» lautete die Antwort, die sie fanden. Jeder Schüler, ob reich oder arm, sollte in der Erziehungsgemeinschaft die Gelegenheit zur Ausbildung bekommen, ohne jetzt dafür zahlen zu müssen. Erst nach zwanzig Jahren (vom Kindergarten an gerechnet), wenn der Schüler beginnt, Geld zu verdienen, würde er Jahr für Jahr der Gemeinschaft zurückzahlen, um auf diese Weise einem anderen Schüler eine Ausbildung zu ermöglichen. Zu Beginn des Projektes machte die Erziehungsgemeinschaft mit den Eltern der Schüler einen Vertrag, dessen Erfüllung notfalls gerichtlich einklagbar sein sollte. Aber nach vier Jahren «geistlicher» Entwicklung erkannte die Gemeinschaft, daß ein solcher Vertrag ihren eigenen Prinzipien widerspricht, und änderte ihr Vorangehen. Von jetzt an wurde der Vertrag nur mit jedem Schüler selbst in Gegenwart seiner Eltern abgeschlossen. Der Vertrag ist nur mehr ein Ehrenwort, das die Rückzahlung ganz der persönlichen Verantwortung des Schülers selbst überläßt.

Für einen solchen Schüler ist das Wichtigste nicht das Geld, das seine Eltern haben oder nicht haben, sondern sein eigener beständiger Wille, mit dem menschlichen Reichtum, den ihm Gott geschenkt hat, etwas für sich und die anderen zu leisten. Es geht bei diesem Kredit also nicht um eine Art paternalistisches Stipendium. Ein solches wäre rückwärtsgewandt und würde nur einem einzigen Menschen helfen. Die Erziehungsgemeinschaft will vielmehr die in einem jeden steckenden Möglichkeiten für die Zukunft entwickeln, unabhängig von seiner Vergangenheit. Er wird für andere zurückbezahlen, was in ihn investiert worden ist. Keiner soll Minderwertigkeitsgefühle ha-

ben, weil er aufgrund seiner Armut das «Almosen» «kostenloser» Ausbildung empfängt. Man lebt nicht parasitär von der Vergangenheit.

Dies ist die Sicht nicht nur der Schüler, sondern der gesamten Erziehungsgemeinschaft. Die Erziehungsgemeinschaft besteht aus 600 Elternpaaren, von denen ungefähr 25% reich sind, 45% der Mittelklasse angehören und 30% in Armut leben. Hinzu kommen 29 Lehrer, von denen 4 Ordensschwwestern sind. Die Erziehungsgemeinschaft lebt nicht zusammen, aber sie sorgt für das gemeinsame Bewußtsein von der Menschenwürde.

Damit man die Denkweise dieser Erziehungsgemeinschaft besser verstehen kann, möchte ich folgende Begebenheit erzählen. Ein Besucher von außerhalb wollte die Erziehungsgemeinschaft kennenlernen und nahm an einem Treffen der Gemeinschaft teil. Er fragte, was die Erziehungsgemeinschaft tun würde, wenn ein Schüler später gut verdiente, aber kein Geld zurückzahlen wollte. Jemand von den Eltern antwortete: «Von einem solchen Schüler sollten wir auch gar kein Geld haben wollen, denn wir hätten ihn gar nicht erzogen.»

Die Gemeinschaft will den Schülern nicht nur Unterricht geben, sondern sie will sie im eigentlichen Sinn des Wortes erziehen. Unterricht ohne Erziehung würde die Probleme der Menschen nicht lösen. Ohne Erziehung würde der Unterricht nur «diplomierte Barbaren» erzeugen, von denen es bereits zu viele in der Welt gibt. Die Erziehungsgemeinschaft will auf die Herausforderung eingehen, gemeinsam zu einer neuen Gemeinsamkeit zu erziehen. Die täglich entstehenden Probleme sollen gemeinsam gelöst werden. Die Gemeinschaft versteht das Leben als einen nicht endenden Lernprozeß. Jeder Tag bringt neue Herausforderungen, denen man sich stellen muß, wenn man der Menschenwürde treu bleiben will.

Bei der Einschätzung des von ihr eingegangenen Risikos denkt die Erziehungsgemeinschaft nicht nur an das ökonomische Wagnis, ob sie ihre Investitionen zurückerhalten wird, sondern sie fragt vor allem nach ihrer eigenen Fähigkeit, Kredit zu geben. Sie sucht selbst so zu werden, daß eine Atmosphäre des Vertrauens entsteht, in der der Schüler sich verantwortlich weiß und darin wachsen und sich entwickeln kann.

Schüler und Schülerinnen sind es derzeit ungefähr tausend. Die Kosten für ihre Erziehung betragen rund DM 20000.- monatlich. Woher bekommt die Erziehungsgemeinschaft das erste Geld für diese «Erziehung auf Kredit»? Zum Teil stammt es von Eltern, zum Teil aus dem Gewinn einer Konsumgenossenschaft, die von der Erziehungsgemeinschaft zu dem einzigen Zweck gegründet wurde, das Werk zu ermöglichen. Zum Teil kommt das Geld auch von Freunden in anderen Gegenden.

Ursprünglich existierte bereits eine Schule mit ungefähr 250 Schülern. Die Schule wurde von Ordensschwwestern geleitet. Das Gebäude war alt. Früher hatte es einmal einem Priesterorden als Noviziat gedient. Aber die Zahl der Novizen wurde so gering, daß man dem Gebäude eine andere, soziale Funktion geben wollte. Es wurde an die Schwestern vermietet, damit sie dort wohnen und eine Schule beginnen könnten. Trotz der alten Gebäude wurde die Schule gut besucht. Sie begann mit nur einer Klasse, und Jahr für Jahr kam eine neue hinzu, soweit die Räumlichkeiten und die Zahl der Lehrer dies erlaubten. Als die Schule bereits die ersten fünf Klassen der Grundschule führte und man aus Raumgründen keine weiteren Schüler mehr aufnehmen konnte, überlegten die Schwestern zusammen mit den Eltern, ob sie eine neue Schule bauen sollten, um auch ein Gymnasium eröffnen zu können. Damals entwickelten einige Priester zusammen mit den Eltern und den Schwestern den Gedanken der «Erziehung auf Kredit». Man wollte zu diesem Zweck eine Erziehungsgemeinschaft gründen. Damit würde das Gymnasium auch einen ganz neuen Weg gehen. Man würde mehr arme Schüler als bisher aufnehmen können, und sie würde nicht Almosenempfänger sein. Diese Gedanken wurden von einer kleinen Gruppe überlegt und danach der Versammlung der Eltern vorgetragen. Der Plan wurde gebilligt, und die Gemeinschaft begann, ihre «Statuten» auszuarbeiten und nach ihrer neuen Geld- und Weltanschauung zu leben.

Gegenwärtig werden in Bolivien die Lehrpläne noch von der Regierung auferlegt. Die Gemeinschaft hat oft den Eindruck,

durch diese unterschiedslos für Stadt und Land geltenden Pläne eher behindert zu werden. Denn ihr Experiment ist ausgesprochen städtisch geprägt.

Vor neun Jahren hatte die Gemeinschaft zunächst weder ein ihr gehörendes Terrain noch eigene Bauten. Heute sind sie bereits ihr Besitz. Sie kaufte sie auf Kredit mit dem Geld von Freunden innerhalb und außerhalb des Landes, die ihr Vertrauen schenkten. Das Gebäude wurde ohne die Hilfe einer Baufirma ganz mit eigenen Kräften errichtet. Man sparte damit fast 50% des üblichen Kubikmeterpreises. Um weiter das Kapital zu mehren, womit die «Erziehung auf Kredit» wirtschaftlich ermöglicht wird, führt die Erziehungsgemeinschaft wie gesagt eine Konsumgenossenschaft. Sie kauft Waren des Grundbedarfs en gros ein und verkauft sie an ihre Mitglieder zum Marktpreis. Der

Gewinn verbleibt der Erziehungsgemeinschaft: gemäß Statuten kann er nur als Kapital für Erziehungskredite verwendet werden, die auch in Zukunft den Armen, die sich neu einschreiben, gewährt werden.

Die Erziehungsgemeinschaft weiß sehr wohl, daß es viele Menschen gibt, die wegen der Entfernungen oder der kulturellen Grenzen an dem Experiment nicht teilnehmen können. Dies beunruhigt diese christliche Gemeinschaft, weil sie kein Ghetto sein will. Es ist zu hoffen, daß bald ein Projekt auf dem *Land*, und zwar gerade im ärmsten Gebiet von Bolivien, in Angriff genommen werden kann, in einer Gegend also, wo die Regierung es nicht vermag oder nicht will. In diesem Fall rechtfertigt es sich dann auch, zumal für den Start, Hilfe von außen in Anspruch zu nehmen.

Peter Knauer, Frankfurt

Interview mit Ungarns Kirchenminister Imre Miklos

Zwei Meldungen vom gleichen Tag (Kathpress vom 16. November) – Zeichen der Zusammenarbeit von Kirche und Staat – werfen ein Licht auf die Lage der Kirche in Ungarn. 1. In Sarospatak fand unter Teilnahme von über 6000 Gläubigen (auch aus der Slowakei) und unter aktiver Mitwirkung der Stadtgemeinde die Feier des 750. Todestages der hl. Elisabeth statt. 2. Durch einstimmigen Beschluß der Bischofskonferenz wurden Disziplinarmaßnahmen gegen den Budapester Jugendseelsorger *Laszlo Kovacs* gebilligt. Kovacs hatte sich um Kontakte zu den unabhängig von der Hierarchie entstandenen Basisgruppen bemüht. Kardinal *Lékai* hatte ihn wegen «abweichender theologischer Ansichten», Kritik an der ungarischen Hierarchie und wegen seines Eintretens für Wehrdienstverweigerung in ein Kloster verbannt. (Red.) *Imre Miklos*, geboren 1927, Dr. phil., ist in Budapest aufgewachsen und wirkte in der kommunistischen Jugendbewegung. In dem 1951 gebildeten Amt für Kirchenfragen hatte er verschiedene Posten inne, bis er vor zehn Jahren dessen Präsident mit dem Titel eines Staatssekretärs, vergleichbar einem «Kultusminister», wurde. Der Einfachheit halber sprach ich ihn als «Minister» an.

Strazzari (S): Wie Sie wissen, Herr Minister, habe ich schon mehr als einmal Kardinal *Lékai* als Primas der ungarischen Kirche interviewt und öfters mit Priestern und Laien, vor allem aber mit dem Chefredakteur der katholischen Wochenzeitung *UJ EMBER*, *Ferenc Magyar*, zugleich Pressechef der Bischofskonferenz, gesprochen. Alle haben mir gesagt, die Beziehungen zwischen Staat und Kirche seien «gut». Was heißt «gut»?

Miklos (M): Es stimmt. Die Beziehungen zwischen dem Staat und der Kirche sind gut zu nennen, wenn man auf deren Entwicklung sieht und die jetzige Situation mit der früheren vergleicht. Aber das heißt nicht, daß alle Seiten in jeder Beziehung zufrieden sind und daß es keine Probleme mehr zu lösen gäbe. Immerhin haben wir auf der praktischen Ebene Probleme gelöst, von denen man sich vor 25 Jahren noch nicht vorstellen konnte, daß sie zu lösen wären.

S. Herr Minister, Sie sind Chef der Kultusbehörde, die so etwas wie ein Vatikan für die Gemeinden, Bezirke und Provinzen ist. Was geben Sie Ihren Beamten für Direktiven für die Beziehungen mit den Geistlichen, ich meine, welche praktischen Direktiven?

M. Der Vergleich mit dem Vatikan scheint mir weder stimmig noch gerecht zu sein: Unsere Behörde übt nicht die Funktion des Vatikans für die katholische Kirche aus. In der Ungarischen Volksrepublik gibt es für die Beziehungen zwischen Kirche und Staat Gesetze, die für uns bindend sind, sowohl hier auf unserem Amt wie in den Gemeinden und Bezirken. Als Regierungsbehörde sind wir dazu da, diesen Gesetzen und Abkommen zu einer guten Durchführung zu verhelfen und dafür zu sorgen, daß sie auch von der anderen Seite respektiert werden. Dabei sind in unserem Land weniger behördliche Weisungen als eben die Gesetze von Gewicht. Aber die Verordnungen dienen der Anwendung der Gesetze.

S. Sie haben eine herzliche und aufrichtige Art. So sagen Sie mir: Welche Fehler wurden in der Vergangenheit von seiten der Kirche und von seiten des Staates begangen? Ich denke an die Zeiten, da zwischen beiden der kalte Krieg herrschte, die Zeiten, wir verstehen uns, von Kardinal Mindszenty ...

M. Sehen Sie, in jener Zeit ging es um den Kampf zwischen den Vertretern einer neuen Ordnung und denen, die die Vergangenheit wiederherstellen wollten. Der Fehler bestand darin, daß man den politischen und den ideologischen Kampf vermischt hat. Es ist heute schwer zu sagen, ob die Kirche oder den Staat mehr Schuld traf. Gewiß hatte die «neue Ordnung» der wirklichen, konkreten Situation Rechnung zu tragen.

S. Was bedeutet, daß Ungarn mehrheitlich katholisch war!

M. Es waren harte und spröde Zeiten. Wir von unserer Seite möchten nicht ableugnen, daß es Fehler gab, Fehler, die wir nicht noch einmal begehen möchten. Natürlich mußte auch die Kirche ihr Verhalten ändern. Beide, Kirche und Staat, mußten ihre gegenseitigen Vorurteile überwinden und die sich stellenden Probleme auf der Basis gemachter Erfahrungen lösen. Am Anfang ging alles sehr langsam, auch weil der Fragen viele waren und sie sich im Lauf der Zeit aufgestaut und zusammengeballt hatten. Heute sind wir an dem Punkt angelangt, wo wir aus beidseitiger Überzeugung die Schaffung einer «geregelten» Situation als die für Kirche und Staat einzig mögliche Alternative betrachten, um die Wünsche der Arbeiter zu erfüllen: eine Situation, die uns erlaubt, unsere Überlegungen auszutauschen, in konstruktiver Weise zu diskutieren, die hängigen Fragen zu lösen und uns so weit zu bringen, daß wir auch das anpacken, zu dessen Verwirklichung wir bisher keine Möglichkeit sahen, wofür eine solche aber zu günstigerer Zeit sich einstellen könnte. Wichtig bei alledem ist, daß man auf der Ebene der Wirklichkeit und des Konkreten bleibt.

S. Nach dem bekannten Interview, das Kardinal *Lékai* der Zeitschrift *Il Regno* gewährte¹, hat Pater *van Straaten* sehr heftig reagiert: die Kirche hätte ihre Funktion aufgegeben, ihre Sendung verraten und sich dem Staat, dem Regime unterworfen.

Was meinen Sie dazu?

M. Ich denke, daß mir die Kompetenz zur Beantwortung Ihrer Frage abgeht. Ich kann immerhin einige Bemerkungen dazu machen. Ich habe jene Erklärung in einer ungarischen Übersetzung gelesen, die ich für authentisch und objektiv halte, und muß sagen, daß ich diese Erklärung nicht ernst nehmen kann.

¹ *Il Regno* (Bologna) Nr. 20 vom 15. 11. 80, S. 457ff. Das Interview ging bereits von früheren massiven Anschuldigungen von *Straatens* («Speckpater») aus, die der Kardinal mit aller Schärfe als «Ansammlung von Lügen ... nur um von den Leuten Geld zu kriegen» zurückwies. Eine Replik von *Straatens* (in Form eines «Offenen Briefes») nahm *Il Regno* nicht auf, weil sie «die Regeln des Presserechts mißachtete» (vgl. Nr. 8 vom 15. 5. 81, S. 189: Mitteilung an die Leser).

Sie ignoriert die Einstellung der Mehrheit der Gläubigen, die in Ungarn leben. Sowohl im Stil wie im Inhalt ist das Niveau dieser Erklärung so tief, daß sie als Gegenstand des Dialogs außer Betracht fällt.

S. Dann sagen Sie mir ganz offen: Was wünscht sich praktisch die Kirche vom Staat, was sie noch nicht erhalten hat, und was wünscht sich der Staat von der Kirche, was er noch nicht erreicht hat?

M. Für die Seite der Kirche kann ich keine Erklärung abgeben. Dafür sind die Persönlichkeiten der Kirche zuständig. Ich glaube nicht, daß es sich um grundlegende, prinzipielle Fragen handelt. Von unserer Seite wollen wir – das ist unser Programm –, daß das ungarische Volk auf die bestmögliche Weise leben kann. Wir wünschen Wohlfahrt für das ganze Volk. Um dieses Ziel zu erreichen, rufen wir alle zur Einheit auf. Auch die Kirchen. Somit ...

S. Aber was fordern Sie denn nun eigentlich von der Kirche? Daß sie für die Familie, die Jugend, den Frieden arbeiten soll?

M. Unser Programm² ist öffentlich bekannt. Die Mehrheit der Arbeiter ist einverstanden, die Bevölkerung ist einverstanden. Auch die Gläubigen unterstützen das Programm. Mitmachen bedeutet nicht, das Spiel der Kommunistischen Partei zu spielen, wie manche behaupten, sondern das Programm in die Tat umzusetzen. Wir wollen die Gesellschaft nicht nur für die Kommunisten aufbauen. Wir sind überzeugt, daß wir die Gesellschaft ohne die Mitarbeit der Gläubigen nicht aufbauen können. Deshalb verlangen wir nur, daß uns die Kirche hilft. Es gibt ein Programm der «Patriotischen Volksfront»³ (zu ihrem Präsidium gehört auch Kardinal Lékai), bei dessen Ausarbeitung Geistliche mitbeteiligt waren. Auf dem Kongreß haben Atheisten und Ungläubige zusammen abgestimmt. Die genauen Zahlen kann ich Ihnen nicht nennen, aber die Mehrheit des Kongresses ist jedenfalls nicht atheistisch. Deshalb also unser Ziel: das Programm verwirklichen. Nur das verlangen wir. Die Kirche soll in Frieden leben und ihre Arbeit tun. Die Gläubigen sollen nicht in dauernder Spannung leben müssen. Denn wenn das nicht der Fall ist, können die Leute auch mehr leisten. Für uns ist die Realität eine entscheidende Tatsache. Unsere Aufmerksamkeit ist ständig auf die nationalen und internationalen Aufgaben gerichtet, die es zu verwirklichen gilt. Unterdessen müssen wir uns den eingeschlagenen Weg vor Augen halten, der sich als historisch richtig erwiesen hat. Wir halten uns nicht damit auf, nachzuzählen, wie viele Gläubige und wie viele Ungläubige es gibt. In Familie, Gesellschaft und Arbeitswelt sind uns die Gläubigen, die sich engagieren, lieber als die Atheisten, denen alles schnuppe ist.

S. Herr Minister, da es uns ums Faktische geht, hier eine Episode, die am 13. September in der Zeitung *Magyar Nemzet* stand. Darnach bekam ein Priester, der sich im Dorf darum bemühte, daß die Jugendlichen einen Sportplatz erhielten, beträchtliche Schwierigkeiten mit den kommunistischen Funktionären. Wieviel es doch braucht, bis dieser Dogmatismus stirbt!

M. Ich muß bekennen, daß ich von alledem nichts weiß. Ich habe das nicht beachtet.

S. Stimmt es, daß einige Gläubige an ihrem Arbeitsplatz Schwierigkeiten haben?

M. Nein, das stimmt nicht. Ich nenne Ihnen ein paar Beispiele. Der Präsident der ungarischen Akademie, eine sehr bekannte Persönlichkeit, ist kein Atheist. Unter Professoren, Ärzten, In-

² Unter «Programm» ist der sechste Fünfjahresplan verstanden, der für 1981–85 gilt und der im Dezember 1980 beschlossen wurde; er enthält 73 Abschnitte.

³ Die «Patriotische Volksfront» wird als Massenbewegung bezeichnet, die aus vom Volk gewählten Dorf-, Stadt- und Bezirkskomitees besteht. Oberstes Organ ist der Kongreß (mit einem Nationalrat und dessen Präsidium als Exekutivorganen). Seine Aufgabe ist es, Vorschläge und Kritiken usw. einzubringen. Auf seiner Session vom 16./17. Dezember 1980 stimmte dieser Kongreß über das Programm ab, das sodann in die Nationalversammlung eingebracht wurde. Die Gründung der Patriotischen Volksfront geht auf eine Initiative der KP nach der Befreiung von 1945 zurück.

telektuellen und Künstlern gibt es Gläubige. Der Architekt, der vor kurzem eine prächtige Kirche gebaut hat, hat vom Staat eine hohe Auszeichnung erhalten. Es gilt der Grundsatz, daß alle – auch die Gläubigen – hohe Stellungen bekleiden können, außer wenn es sich um solche in der Partei handelt.⁴ Sie wissen und verstehen bestimmt, daß die Mitglieder der Partei nicht gläubig sein können. Aber zu unserer Nationalversammlung⁵ gehören nicht nur Kommunisten. Und auch in den Stadt- und Gemeindegremien sind nicht alle Vertreter Kommunisten. Das ist nicht nur meine eigene Behauptung. Das können Sie auch von den Leuten auf der Straße erfahren.

S. Herr Minister, ich möchte Ihnen eine schwierige Frage stellen: Ist für die Zukunft ein «laizistischer», nicht von der marxistischen Ideologie bestimmter Staat denkbar?

M. In der ganzen Geschichte hat es nie einen Staat ohne ideologische Stütze gegeben. Ein Staat muß sich notwendig auf ein gewisses ideologisches Fundament stützen können. Denken Sie an den Feudalstaat oder an den bürgerlichen Staat. Im Vorkriegs-Ungarn war der Religionsunterricht in den Schulen obligatorisch. Und der Kirche mußte man Steuern zahlen. Wir erklären uns als marxistischer Staat. Aber das heißt nicht, daß jedermann, der in diesem Staat lebt, Marxist sei. Wir haben von der Tatsache auszugehen, daß unsere Gesellschaft aus Menschen mit verschiedenen Ideologien zusammengesetzt ist. In unseren prinzipiellen Entscheidungen wie im praktischen Wirken müssen wir, sowohl der Staat wie die Kirche, dieser Tatsache Rechnung tragen. Die Kirchen können somit ihre Wirksamkeit ausüben. Niemand wird gefragt, ob er glaubt oder nicht. Die Religion ist Privatsache.

S. Im Westen erleben wir die Krise der Ideologien. Ist bei Ihnen die Jugend nicht auch in der Krise?

M. Ich glaube nicht, daß die Ideologie in der Krise ist. Die Jugend sucht neue Wege, will neue Antworten. Das ist keine Krise. Viel eher ein Zeichen von Lebendigkeit, von Gesundheit. Das echte Problem lautet: Welche Antwort kann die Gesellschaft geben? In Krise sind somit eher jene, die auf die Jugendkrise eine Antwort geben müßten. Wenn es also Krise gibt, so nicht eigentlich in der Jugend.

S. Aber wo liegt sie dann?

M. In der Wirklichkeit der kapitalistischen Gesellschaft. Im Terrorismus, in der Droge, im Mangel an Hoffnung. Aber für all das ist nicht die Jugend verantwortlich. Sie erleidet die Folgen. Doch kehren wir zur Frage, wie Sie sie zuerst formulierten, zurück. Auch wir haben Probleme mit der Jugend: wir sind ihr eine Antwort schuldig und möchten sie auch geben. Ich behaupte nicht, daß unsere Antworten diskussionslos akzeptiert werden. Den Jungen muß eine überzeugende Antwort gegeben werden. Wir müssen es dazu bringen, daß zwischen dem, was gesagt, und dem, was getan wird, nicht ein ganzes Meer liegt ...

S. Aber wie ist es Ungarn gelungen, in so kurzer Zeit ein ganz anderes «Image» zu bekommen? Bei uns heißt es: Die ČSSR macht Angst, die DDR hat ihre Schandmauer, die Polen sind nahe dem Bürgerkrieg, aber Ungarn ist das Land der Freiheit, eine Art Schweiz des Ostens. Was geschieht in Ungarn? Und was denken Sie über die ČSSR?

⁴ Hier geht es um die Struktur der ungarischen KP (Ungarische sozialistische Arbeiterpartei). Auch sie hat als oberstes Organ *ihren* «Kongreß», der sich alle vier Jahre auf Einladung des Zentralkomitees (ZK) versammelt, und sowohl das ZK wie dessen Kontrollorgane wählt. Chef des ungarischen ZK (7 Mitglieder) ist János Kádár, Exekutivorgan ist das Politbüro (13 Mitglieder).

⁵ Die «Nationalversammlung», auch Parlament genannt, gilt als oberstes Organ der Ungarischen Volksrepublik, insofern sie über die Einhaltung der verfassungsmäßigen Ordnung zu wachen hat. Als solches muß sie zweimal jährlich zusammentreten, de facto werden jährlich vier Sessionen abgehalten. Die Mitglieder werden durch Wahlmänner gewählt. Die KP, die hier vorherrscht, hat das letzte Wort. – Die ganze relativ komplizierte Struktur kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Gläubigen, auch wenn sie anwesend sind, wenig zu sagen haben. (Red.)

M. In diesen Fragen bin ich nicht recht zu Hause, und zur Einschätzung der Lage in den andern Ländern bin ich auch nicht kompetent. Natürlich gibt es Unterschiede von Land zu Land. Die Tschechoslowakei war ein entwickeltes Land, als Ungarn noch halbfeudal war. Die KP wurde dort legal, als sie in Ungarn noch geheim war. Aber weil etwas im einen Land anders ist als im andern, muß es deshalb nicht schon schlechter sein. Auch die bürgerlichen Staaten sind, trotz gemeinsamen Nenners, unter sich verschieden. Die Verschiedenheit ist kein Übel. Wir Ungarn lassen uns gerne studieren und sind auch bereit, unsere Erfahrungen andern zur Verfügung zu stellen. Aber zur gleichen Zeit sind wir selber dabei, mit aller Aufmerksamkeit die Erfahrungen anderer zu untersuchen.

S. Sagen Sie mir etwas über Ihre Beziehungen zum Vatikan: Wie steht es da? Aber bitte in klarer Unterscheidung der Einstellung von Papst *Wojtyla* und der Einstellung von Kardinal *Casaroli*. Worüber wird diskutiert?

M. Unsere Beziehungen mit Kardinal-Staatssekretär Agostino Casaroli reichen weit zurück. Sie datieren von den Jahren 63/64, als er noch nicht Staatssekretär war. Einige betrachten ihn als den großen Architekten der Ostpolitik. In unserer Lage war er wirklich ein Architekt. Seit der Wahl Johannes Pauls II. zum Pontifex der katholischen Kirche sind nunmehr drei Jahre vergangen. Und in dieser Zeit hat er drei Hirtenbriefe an die ungarischen Katholiken gesandt, worin er sie u. a. aufforderte, sich an die Gesetze des Staates zu halten. Diese Schreiben wurden in den Kirchen verlesen und in den katholischen Zeitschriften publiziert. Gewisse westliche Zeitungen haben sie aber offenbar mißverstanden und sie dann auch falsch interpretiert. Ich persönlich habe in diesen Schreiben nichts gefunden, was nicht am Platz gewesen wäre.

S. Gibt es keinerlei Schwierigkeiten mit dem Vatikan?

M. In unserer Art, den Vertretern des Heiligen Stuhls zu begegnen, hat sich nichts geändert. Die Prinzipien gehen auf die Begegnung zwischen Paul VI. und *János Kádár* zurück. Seither begegnen wir uns regelmäßig. Auch dieses Jahr war Erzbischof Poggi während 10 Tagen hier. Er ist viel herumgereist, hat die Bistümer besucht und auch die religiösen Orden.

S. Zum Kapitel Ordensgemeinschaften: Ist ihre Rehabilitierung vorgesehen?

M. Das steht nicht auf der Tagesordnung.

S. Was steht denn auf der Tagesordnung? Oder ist diese Frage indiskret?



Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen
Redaktion: Ludwig Kaufmann, Clemens Locher, Karl Weber, Albert Ebner, Mario v. Galli, Robert Hotz, Josef Renggli, Josef Rudin, Pietro Selvatico
Ständige Mitarbeiter: Paul Erbrich (München), Raymond Schwager (Innsbruck)
Anschrift von Redaktion und Administration: Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, Tel. (01) 201 07 60
Bestellungen, Abonnemente: Administration
Einzahlungen: «Orientierung, Zürich»
Schweiz: Postcheck Zürich 80-27 842
Schweiz. Kreditanstalt Zürich-Enge
Konto Nr. 0842-556 967-61
Deutschland: Postcheckkonto Stuttgart 6290-700
Österreich: Postsparkasse Wien, Konto Nr. 2390.127
Italien: Postcheckkonto Rom Nr. 29290004
Abonnementspreise 1982:
Schweiz: Fr. 32.-/Halbjahr Fr. 17.50/Studenten Fr. 24.-
Deutschland: DM 37.-/Halbjahr DM 21.-/Studenten DM 28.-
Österreich: öS 285.-/Halbjahr öS 160.-/Studenten öS 200.-
Übrige Länder: sFr. 32.- plus Versandkosten
Gönnerabonnement: Fr. 40.-/DM 45.- (Der Mehrbetrag wird dem Fonds für Abonnemente in Ländern mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)
Einzelexemplar: Fr. 2.-/DM 2,50/öS 20,-

AZ

8002 Zürich

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

M. Nein, nein. Gewisse Rundfunksender des Westens waren ja, noch bevor die Verhandlungen begannen, schon sehr gut informiert. Auf dem Tapet stand das Problem mit den Bischöfen, die die Altersgrenze für ihren Rücktritt überschritten haben. Es geht um Ersatz und Nachfolge. Darüber müssen wir uns beraten: konkrete Fälle, wie Sie sehen. Und dann gibt es noch gewisse Bewegungen, die von der Richtung der Hierarchie abweichen.

S. Eben. Genau darüber möchte ich etwas erfahren, über diese Bewegungen oder sogenannten Basisgemeinschaften, die der Hierarchie und, wie es heißt, auch dem Regime Sorge machen. Da war doch eine Wallfahrt nach Hajos, und ein Priester hat Dinge gesagt, an denen beide wenig Freude hatten. Wissen Sie davon?

M. Ich lese, daß darüber in den westlichen Zeitungen viel gesprochen wird. Ich sage Ihnen, wie ich diese Bewegungen sehe. Erstens sind Basisbewegungen kein ganz neues Phänomen, wie manche sagen. Ich bin zwar nicht Kirchengeschichtler, aber soviel weiß ich doch, daß es seit den Anfängen immer wieder Erneuerungsbewegungen gegeben hat. Auch Schismen gab es. Und manche Bewegungen sind auch wieder erloschen. An sich sind solche Bewegungen also weder etwas Neues noch etwas Außerordentliches. Manche wollen sie so sehen: außerhalb der Norm. Wir betrachten sie als etwas Innerkirchliches, und somit haben wir keine Probleme mit den Basisbewegungen. Es gibt aber solche, die wünschen, daß wir sagen, wir hätten Probleme mit ihnen. Aber ich wiederhole, als religiöse Bewegungen haben sie mit uns nichts zu tun, wir betrachten sie als ganz normale Erscheinungen. Das Problem beginnt dort, wo einige vom Verlangen nach Erneuerung, das in den Leuten lebt, schlechten Gebrauch machen.

S. Und wenn diese Bewegungen darangehen, im wahren Sinne des Wortes «Politik» zu machen?

M. Meines Erachtens gibt es unter den katholischen Gläubigen solche, die nach religiöser Erneuerung suchen und keine Politik machen. Und so gesehen hat die Basisgemeinschaft nichts mit Politik zu tun. Uns interessiert es nicht, wie einer seinen Glauben lebt, welcher Art die Gebete, Zeremonien und Liturgien sind. Deshalb ist es auch falsch, die Basisgemeinschaften als Gegner des Sozialismus zu bezeichnen. Einige von ihnen akzeptieren den Standpunkt von Papst Johannes Paul II. nicht, wonach sie sich der Hierarchie zu unterstellen haben. Aber mit uns stehen sie nicht im Konflikt.

S. Liegen noch andere Fragen auf dem Verhandlungstisch?

M. Meines Wissens, nein.

S. Nur das Problem der Bischöfe?

M. Ja. Die übrigen Fragen sind bereits gelöst, auch wenn, wie es nur natürlich ist, der Vatikan und der Episkopat damit noch nicht ganz zufriedengestellt sind.

S. Wird es einen offiziellen Vertreter des Vatikans in Budapest geben?

M. Das kann ich Ihnen nicht sagen. Wir haben nie Ja und nie Nein gesagt.

S. Wird die Frage studiert?

M. Die Entscheidung, sehen Sie, hängt nicht nur von mir ab. Wenn zwei souveräne Staaten an die Eröffnung diplomatischer Beziehungen gehen, müssen sie vorher alle Motivationen und Umstände untersuchen. Ich glaube nicht, daß die Offizialität das einzige Maß guter Beziehungen ist. Gute Resultate sind auch ohne diplomatische Beziehungen erzielt worden. Auch zwischen den USA und dem Vatikan gibt es keine offiziellen Beziehungen. Wir haben unseren eigenen Weg. Wir prüfen die konkreten Umstände, und wir sind nicht statisch. Von unserer Seite geht die Prüfung der konkreten Lage beständig weiter. Aber im Augenblick steht Ihre Frage nicht zur Diskussion.

Interview: Francesco Strazzari, Vicenza

Aus dem Italienischen übersetzt von L. Kaufmann.